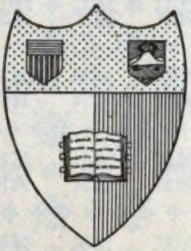
BD. DER LETZTE SONNENSOHN. DER WEISSE TEUFEL. ZWEI KÖNIGINNEN...

Johannes Scherr

Digitized by Google



Cornell University Library

Ithaca, New York

FROM THE

BENNO LOEWY LIBRARY

COLLECTED BY

BENNO LOEWY

1854-1919

BEQUEATHED TO CORNELL UNIVERSITY

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

Cornell University Library
PT2463.S6 M5 1884
v.3
Menschliche Tragikomodie.

3 1924 030 976 280
olin

PT
2463
S6M5
1884
v.3

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie.

Dritter Band.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Menſchliche Tragikomödie.

Geſammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Geſammtausgabe dritte, durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Wir alle leiden am Leben.
Göthe.

Vivre c'est souffrir.
Napoléon I.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Digitized by Google

1470
S 2 803 : 3

A59637

Digitized by Google

Der letzte Sonnensohn.

Seitdem es eine Geschichte gibt, haben die Menschen einander gequält und gemordet, und allem nach werden sie es so treiben, solange es eine Geschichte geben wird.

Göthe.

1.

Werden, wachsen, blühen, welken, vergehen! Das ist das ewige Gesetz der Natur und der Geschichte. Wie für die Pflanze und wie für die einzelnen Menschen, so gilt es auch für die Völker. In seiner 1844 geschriebenen Strophe:

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand,
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land —"

hat Freiligrath dieses Naturgesetz, diese weltgeschichtliche Thatsache in schöne Worte gekleidet.

In unsern Tagen ist für den von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin sich vollziehenden Wechsel von leben und sterben im Universum das Modewort „Kampf ums Dasein"

Digitized by Google

aufgekommen. Es hat ſeine Vollberechtigung. Nicht nur „Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein“, ſondern exiſtiren wollen heißt kämpfen müſſen. „Freſſen oder gefreſſen werden!“ Es gibt kein Drittes. Dieſe eiſerne Nothwendigkeit ſteigt von den niedrigſten Organismen bis zu den höchſten empor. Vom Grashalm bis zum Menſchen, vom Menſchen bis zu den Weltkörpern — alles kämpft um ſein Daſein. Wir wiſſen jetzt, der Golden-Zeitalter-Friede, welcher im Beginne der menſchlichen Geſellſchaft geherrſcht haben ſoll, iſt nur eine Fabel für Kinder, der „ewige Friede“, welcher die ſociale Entwickelung krönen ſoll, ein Märchen für ausgewachſene Schwachköpfe. Die Geſchichte der Menſchheit war, iſt und bleibt ein ewiger Krieg. Wozu aber der ganze Gräuel? Ja, wer das wüſſte! Alle Religionen, alle Philoſopheme haben die traurige Räthſelfrage nach „des Menſchenlebens Sinn und Frommen“ zu beantworten verſucht und haben alle mitſammen als Antwort nur ein Chaos von Unſinn zuwegegebracht.

Die ſogenannte Weltgeſchichte zeigt uns, wie ein Volk nach dem andern auf die geſchichtliche Bühne tritt, mit mehr oder weniger Geſchick und Kunſt ſeine Rolle ſpielt, mehr oder weniger Effekt macht und dann abgeht, einen mehr oder weniger nachhaltigen Eindruck hinterlaſſend. Wo ſind denn die Nationen und Staaten, welche im Alterthum die „Heldenrollen“ innehatten? Wo iſt das ägyptiſche, das aſſyriſche, das perſiſche, das makedoniſch-griechiſche, das römiſche „Weltreich“? Schon lange dahin, ſchon lange zu Moder geworden, um die Erde für das Wachsthum von neuen Staatengebilden zu düngen. Für jedes Volk, für jeden Staat gilt das alte Seherwort:

„Einſt wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinſinkt“ —

wobei nur zu bemerken, daß beim Hinſinken der verſchiedenen Ilioſſe von Heiligkeit durchaus nichts wahrgenommen zu werden pflegt. Das Welken von Pflanzen, Thieren, Menſchen, Völkern und ſicherlich auch von Geſtirnen iſt eben ein häſſlicher Proceß. Seine Häſſlichkeit iſt das genaue Gegenbild zur

Digitized by Google

Hoffnungsfrische des Wachsens und zum Schönheitsglanze des Blühens.

Wollt ihr ein solches Völkerwelken mitansehen? Blickt nach Spanien!

Vor dreihundert Jahren — eine wahre Bagatelle von Zeit! — war dieses Land die führende und gebietende „Weltmacht". Heute ist es eine Ruine. Eine Ruine allerdings, die sich noch immer für einen Staatsbau ausgeben möchte; aber trotz alledem eine Ruine, in zur Permanenz gewordenen Revolutionen, Gegenrevolutionen, Palastskandalen und Bürgerkriegen Stein für Stein zerbröckelnd. Im 16. und noch im 17. Jahrhundert stand der dichterische und künstlerische Genius des Landes schöpfungsmächtig da: Zurbaran, Velasquez und Murillo malten; Cervantes dichtete den Don Quijote, eins der tiefsinnigsten Werke, welche jemals einem Poetengehirn entsprungen sind; Lope entfaltete eine geradezu wunderbare Hervorbringungskraft; Calderon schuf den spanischen Faust („el magico prodigioso"), Moreto die graziöseste Komödie der Weltliteratur („el desden con el desden"). Heute trägt die spanische Literatur sklavisch die Schleppe der französischen, welche früher bei ihr die umfassendsten Anleihen aufgenommen hatte, und seit langem vermag Spanien an der wissenschaftlichen Arbeit Europas in ihren höheren und höchsten Graden nicht mehr theilzunehmen.

Spanien ist an der Religion zu Grunde gegangen, also an etwas, dessen, die Herren von der Materie mögen sagen, was sie wollen, die menschliche Gesellschaft nie und nirgends entbehren konnte, kann und können wird. Denn, wie ich auch hier wiederholen muß, die Religion ist der Idealismus des Volkes. Sie ist und bleibt das einzige Mittel, wodurch sich das Volk — ich rede natürlich nicht von dem abstrakten Ding von „Volk", welches die Jan-Bockolte unserer Tage lächerlich-willkürlich zusammengeschneidert und aufgeschwindelt haben — mit der idealen Welt, die aller Kraftstoffelei zum Trotz ein sehr reales kulturgeschichtliches Motiv ist und bleibt, in Beziehung setzen

kann, wenn auch noch ſo unzulänglich und in noch ſo groteſken Formen. In Spanien hatte ſich, wie jedermann weiß, die Religion infolge der jahrhundertelangen Kämpfe der ſogenannten Chriſten mit den Islamiten zum wildeſten Fanatismus hinaufgeſteigert. Alles wurde dieſem geopfert. Der Spanier war immer Katholik, Spanier oft, Menſch nie, außer in ſeinen Laſtern. Die Inquiſitionsfeuerbrände, welche die ſpaniſchen Ketzer verzehrten, haben auch die ganze Zukunft der Nation verſengt.

Aber gewiß iſt auch, zur Zeit, wo die Religion in Spanien zu ſo hochrother Feuerblüthe ausgeſchlagen war, da hat ſie — immer in ihrem Sinne freilich — das geſammte Daſein der Nation auf allen Gebieten zu außerordentlicher Kraftentwickelung gebracht und unzählige neue Beweiſe für die alte Thatſache geliefert, daß die Religion, wie ſie die furchtbarſten Leidenſchaften im Menſchen aufzuſtürmen vermag, ſo auch die edelſten menſchlichen Triebe zur Vollbringung der ſtaunenswertheſten, ja geradezu unerhörter Thaten anzueifern verſteht.

Denn — und damit lenken wir auf den Boden hinüber, auf welchem unſere Hiſtorie ſpielt — es kann keinem Zweifel unterſtellt werden, daß dem blendenden, von Romantik funkelnden Heldenzug, welchen die Spanier im 16. Jahrhundert durch die unermeſſlichen Länderſtrecken der neuen Welt führten, das Kreuz vorangetragen wurde. Allerdings, der wilde Golddurſt, welcher durch die ins Märchenhafte übertriebene Kunde von den edlen Metallſchätzen Amerika's in den Spaniern geweckt worden, die zur fixen Idee gewordene Vorſtellung vom „El Dorado“, ebenſo die durch die Moriſkenkriege bis zur hellen Don-Quijoterie hinaufgeſpannte ſpaniſche Abenteuerſucht, endlich der den Unterthanen des „Weltmonarchen“ Karl V. unſchwer angepflogene Größenwahn, alle dieſe Elemente haben zur Weckung, Schärfung und Schulung eines Unternehmungsgeiſtes, für welchen der Begriff des Unmöglichen gar nicht vorhanden war, ſehr viel beigetragen. Aber die Seele der ſpaniſchen „Conquista“, das heißt der beiſpielloſen Er-

oberungen der Spanier in der Neuen Welt, war thatsächlich doch die Religion, derselbe glühend-fanatische Glaube, welcher jeden Spanier innigst überzeugt sein ließ, daß er für die Sache Gottes und der heiligen Jungfrau stritte, daß er, je mehr „Seelen" der rothen Heiden er zur Hölle spedirte, um so zuversichtlicher erwarten dürfte, daß seine eigene Seele in den Himmel eingehen werde. Ohne die völlige Hingabe der spanischen „Conquistadoren" an ihren religiösen Wahn wären ihre Vollbringungen geradezu unerklärlich, im Guten wie im Bösen. Es ist ein und derselbe spanische Katholicismus gewesen, welcher das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, die gräuelhaften „Glaubensakte" (Autos de fé) feierte, die deutschen Protestanten bei Mühlberg schlug, das Henkerschwert Alba's in den Niederlanden führte, den großen Teokalli in Tenochtitlan erstürmte und den goldenen Tempel der Sonne in Kuzko zu einer Soldatenbeute machte.

2.

In Truxillo, einer Stadt der Landschaft Estremadura, wurde um das Jahr 1471 ein Bastard geboren, Francisko Pizarro, dessen früheste Kindheit so verwahrlos't war, daß später die nicht gerade reinliche Sage ging, das von seiner Rabenmutter ausgesetzte Findelkind wäre nur durch die Barmherzigkeit einer säugenden Sau am Leben erhalten worden. Sicher ist, daß der wildaufgewachsene Junge keinerlei Unterricht empfing, nicht lesen, nicht schreiben lernte und, um sein Leben zu fristen, Schweinehirt werden mußte. Aber der arme Bursche hatte etwas, viel sogar von dem Metall in sich, aus welchem bedeutende Menschen geschmiedet werden, unter Umständen Helden oder Heilande, unter andern Umständen weltgeschichtliche Schurken oder Scheusale. Will man gerecht sein, so muß man sagen: Pizarro war zwei Drittel Held und ein Drittel Scheusal. Im übrigen ein

rechtgläubiger Spanier jeder Zoll, ein ganzer Mann, ſcharfverſtändig, ſchlau, zäh, unbeugſam, ſkrupellos, das verwirklichte Ideal eines ſpaniſchen „Conquiſtador", für welchen das Wort „Furcht" ein ganz inhaltsloſer Schall geweſen iſt.

Die Erzählungen von den Wundern der Neuen Welt, damals das Tagesgeſpräch in Spanien, ſetzten die echtſpaniſche Phantaſie des Schweinehirten in Brand. Er warf ſeinen Stab weg, bettelte ſich nach Sevilla durch, woſelbſt die Banden des „El Dorado" ſuchenden „Heldengeſindels" ſich zu ſammeln und einzuſchiffen pflegten, und gelangte nach Weſtindien hinüber. Im Jahre 1510 befand er ſich auf Hiſpaniola und verſuchte ſich, unterſtützt von ſeinem entfernten Verwandten Hernando Kortez, dem nachmaligen Eroberer Mexiko's, als Pflanzer. Später ein Gefährte des kühnen Balboa, welcher im Jahre 1513 den unerhört mühſäligen Entdeckungszug über die Landenge von Darien unternommen hatte, war er einer der erſten Männer von weißer Raſſe, deren Blicke auf den ungeheuren Spiegel des ſtillen Oceans gefallen ſind. Nachmals, ſo um 1515 herum, iſt er als Hauptmann in den Dienſten des Don Pedrarias, Statthalters von Panama, und erfreut ſich auch des Beſitzes eines Landgutes von ſehr mäßigem Umfang in der Nähe dieſer Stadt, von welcher aus die Entdeckungs- und Eroberungszüge der Spanier ſich zunächſt gegen Norden und Weſten, ſpäter auch nach Süden richteten. Zur Zeit von 1524 war infolge der entdeckenden und der erobernden Thätigkeit der Spanier in Amerika bereits ein unermeſſliches Gebiet der ſpaniſchen Krone unterworfen.

Nun gelangten die beſtimmteren Botſchaften von der wunderſamen Eroberung Mexiko's nach Panama und thaten eine zündende Wirkung. Eine um ſo zündendere, als mit der Kunde von dem märchenhaft glanzvollen Ausgange des mexikaniſchen Abenteuers zugleich unbeſtimmte Gerüchte von einem fabelhaft reichen Kulturſtaat im Süden unter den Koloniſten von Darien ſich verbreiteten. Unſer geweſener Schweinehirt und dermaliger Hauptmann vernahm mit äußerſter Spannung die beiderlei Neuigkeiten. Er mochte

finden, daß er, jetzt ein Fünfziger, es eigentlich noch nicht sehr weit gebracht hatte in der Neuen Welt. Er mochte etwas in sich fühlen, das ihm sagte: „Was dein Vetter Kortez konnte, das kannst du auch und vielleicht sogar noch ein bißchen mehr. Wie wäre es, so ich an einem der Entdeckungs- und Eroberungsgeschäfte, welche jetzo, in südlicher Richtung unternommen — nach dorthin soll ja das wahre El Dorado liegen — nachgerade bei uns in Panama sehr in die Mode kommen, unzögerlich mich betheiligte?"

Von Entdeckungs- und Eroberungsgeschäften sprach ich und zwar mit Bedacht. Zur Stunde wäre es noch zeitgemäßer, von Entdeckungs- und Eroberungsgründungen zu sprechen. Denn, in Wahrheit, die spanischen Conquistadoren waren richtige „Gründer" in ihrer Manier. Sie „machten" in Länderfindung und Länderraub, wie die modernen Börsenräuber — welche ich nicht mit ordinären Taschendieben zu verwechseln bitte — in „Türken" und „Rumänen" machen. Das fieberhafte Aufsuchen des El Dorado war nachgerade zum wohlkalkulirten Aktiengeschäfte, zur Gründerei in mehr oder weniger großem Stile geworden.

Inbetracht seiner eigenen unzulänglichen Mittel that sich demnach Pizarro nach Mitgründern um und fand solche in dem zu einigem Vermögen gekommenen Kriegsmanne Diego de Almagro und in dem Pfarrer Hernando de Luque. Die drei Dons legten demnach ihr Vermögen in einer Spekulation an, welche die Ausführung und, selbstverständlich, die Ausbeutung des angeblich im Süden von Darien gelegenen Goldlandes Peru zum Zwecke hatte. Almagro besorgte den Ankauf, die Ausrüstung und Bemannung von zwei kleinen Schiffen, und maßen Panama ein Ort war, wo immer eine hinlängliche Anzahl von Abenteurern, Strolchen und Desperados umherlungerte, konnte Pizarro, als Führer der „Expedition", im November von 1524 aus dem Hafen der Stadt absegeln. Er kam freilich nicht nach El Dorado und überhaupt nicht sehr weit. Ungeahnte Widerwärtigkeiten aller Art zu Wasser

und zu Lande nöthigten ihn zur Umkehr. Allein er brachte nach Panama doch dieſes Ergebniß mit, daß, je weiter man ſüdwärts ſteuerte, die Sage von einem in jener Richtung gelegenen großen und ſo zu ſagen von Gold ſtarrenden Reiche immer beſtimmtere Geſtalt gewann.

Daraufhin gingen unſere Gründer nur noch energiſcher ins Zeug. Auf den Kredit Sr. Hochwürden Don Luque wurden 20,000 „harte Thaler" (pesos duros) aufgetrieben und damit die Koſten der Ausrüſtung einer zweiten Expedition beſtritten. Am 10. März von 1526 vereinbarten und unterzeichneten die drei Spekulanten ein Dokument, welches zu den abſonderlichſten Kurioſitäten der Geſchichte gezählt werden mag: nämlich eine Vertragsurkunde, kraft welcher „im Namen Chriſti", wie der Eingang lautete, die drei Aſſociés feſtſetzten, daß die zu entdeckenden und zu erobernden Länder, ſoweit ſie zum Reiche Peru gehörten, zu gleichen Theilen unter ſie, die drei Geſchäftstheilhaber, getheilt werden ſollten und zwar „mit allem Zubehör, was beſagte Länder an Menſchen, Thieren, Gold, Silber und Edelſteinen enthielten, mit ſelbſtverſtändlichem Vorbehalt jedoch der Oberherrlichkeit der Krone Spanien und der aus dieſer Oberherrlichkeit fließenden Rechte". Zu einer ſolchen Naivität der Philoſophie des Raubes hat ſich das moderne Gründerthum doch kaum hinaufzuſchwindeln gewuſſt. Drei Lumpe theilen förmlich unter ſich ein noch gar nicht aufgefundenes Reich „mit allem Zubehör" — der koloſſalſte Humbug, die tollſte Don-Quijoterie; aber ganz ernſthaft gemeint und mit derſelben echtſpaniſchen Grandezza betrieben, womit der ſinnreiche Kaballero aus der Mancha in der Stallmagd von Toboſo eine Prinzeſſin ſah und begrüßte.

Auf zwei Schiffen, welche eine Bemannung von hundertzwanzig Mann hatten, fuhren Pizarro und Almagro diesmal von Panama ſüdwärts und gelangten, an der Küſte hinſteuernd, bis zur Mündung des Fluſſes, welcher nachmals der Rio San-Juan hieß. Hier überfiel Pizarro ein am Ufer gelegenes Dorf der Eingeborenen und machte

eine nicht unbeträchtliche Beute an Schmucksachen aus Gold — ein Vorglanz so zu sagen vom Goldlande Peru. Also rüstig weiter nach Süden zu, immer weiter! Aber mit jedem Tage steigt auch die Mühsal der Fahrt. Ein Theil der Mannschaft meutert und fordert die Rückkehr nach Panama. Man geht ans Land und hält eine Art Kriegsrath. Einander schnurstracks widersprechende Ansichten werden mit mehr oder weniger heftigem Gebärdenspiele vorgebracht. Pizarro steht auf: „Genug des Geschwätzes!" Dann zieht er sein Schwert und zeichnet mit der Spitze desselben eine von Osten nach Westen gehende Linie in den Küstensand und sagt:

„Freunde und Gefährten, seht, auf dieser Seite liegen Mühsal, Hunger, Regen, Sturm, Verlassenheit und Tod, aber auch Peru mit seinen Schätzen; auf jener Seite Gefahrlosigkeit und Sicherheit, aber auch Panama mit seiner Armuth. Jeder nun wähle, was er für gut hält! Was mich angeht, ich gehe südwärts."

Das heldische Wort that seinen Dienst, wenn auch nur bis zu dem Grade, daß eine Anzahl entschlossener Männer bei dem Führer auszuharren und die Unternehmung weiter zu führen beschlossen, während die andern auf einem der beiden Schiffe nach der Landenge von Darien zurückkehrten.

Noch nahezu acht an prüfungsvollen Zwischenfällen reiche Monate hatte der kühne Mann alle seine Klugheit und Standhaftigkeit aufzubieten, um nicht unverrichteter Dinge zurückkehren zu müssen. Endlich gelang es den El-Dorado-Fahrern, die nachmals Pasado genannte Landspitze zu umschiffen, und ihr Fahrzeug glitt nun auf einer bislang noch von keinem europäischen Schiffskiel getheilten Meeresfläche dahin, immer weiter nach Süden, bis es in die schöne Bucht von Guayaquil einfuhr.

Mit weitgeöffneten Augen blickten sie auf die zugleich großartige und anmuthige Scene, welche sich vor ihnen entfaltete. Der schmale, aber üppig grüne Ufersaum, durch welchen sich zahlreiche Wasseradern dem Meere zuwanden,

war mit einer Reihe von Städten und Dörfern beſetzt. Hinter dieſen Sitzen einer zahlreichen Bevölkerung hob ſich der rieſige Bergwall der Anden oder Kordilleren jählings empor, hier in zwei ſeiner ſchönſten Koloſſe gipfelnd, in dem breitkuppeligen Chimboraſſo und in der blendend weißen Pyramide des Kotopaxi.

Am nächſten Morgen kreuzten unſere Abenteurer die Bucht und gingen vor Anker angeſichts der wohlgebauten Stadt Tumbez, deren ganzes Ausſehen ihre Zugehörigkeit zu einem civiliſirten Staatsweſen bezeugte. Das Zeugniß trog nicht. Tumbez war eine volkreiche Stadt des Inka-Reiches.

Das ſo lange, ſo mühſälig geſuchte El Dorado war gefunden; denn Pizarro landete an der Küſte von Peru.

3.

Wo lag Peru? Wie war es mit dem Inka-Reiche?

Amerika — das darf jetzt für ausgemacht gelten — hat ſeine Urbevölkerung von Aſien her erhalten. Wir können uns die Stunde vorſtellen, wo ein Halbthier von Menſch nordaſiatiſch-mongoliſcher Raſſe ſeine Blicke über die Beringſtraße hinüberwarf und ſich fragte: Kann ich da hinüber gelangen? Dieſe Frage muß ſo oder ſo gelöſ't worden ſein, denn die Raſſegenoſſenſchaft der aſiatiſchen Mongolen und der amerikaniſchen Indianer ſcheint einer begründeten Anzweifelung kaum noch unterſtellt werden zu können. Im übrigen iſt die vorzeitliche Geſchichte Amerika's bis zur Ankunft der Europäer in der Neuen Welt vorerſt ein Chaos, für deſſen Entwirrung und Aufhellung zwar ſchon vieles gethan worden, aber noch weit mehr zu thun ſein wird. Die zwei großen Pfadeſucherinnen und Pfadefinderinnen, die vergleichende Sprach- und Religionsforſchung, haben hier noch eine ungeheure Wildniß zu durchwandern.

Geschichtliche Thatsache ist vorderhand, daß die indianische Bevölkerung Amerika's vor der Ankunft der Europäer auf sehr verschiedenen Kulturstufen stand. Ebenso, daß die Spanier im 16. Jahrhundert in Centralamerika schon auf die ruinenhaften Ueberbleibsel einer bereits zu Grunde gegangenen Civilisation stießen. Endlich, daß wir durch die Vermittelung der spanischen Conquistadoren von den Zuständen, von der Macht und von dem Verderben der zwei bedeutendsten Staats- und Gesellschaftswesen, welche die Kultur der amerikanischen Rothhäute geschaffen hatte, vom Azteken-Reich in Mexiko und vom Inka-Reich in Peru, umfassende Kunde besitzen. In welchem Lichte den erobernden Spaniern diese beiden Staatswesen erschienen, bezeugt schon der Umstand, daß sie dem Beherrscher von Mexiko wie dem von Peru den Titel ihres eigenen Monarchen, den Titel Karls des Fünften, den Titel „Kaiser" (emperador) beilegten und damit die außerordentliche Machtstellung dieser indianischen Fürsten anerkannten. Freilich mag hierbei auch die Absicht der Eroberer, die Größe ihrer Wagnisse und ihrer Erfolge in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, mit im Spiele gewesen sein.

Als Pizarro und seine Miträuber — denn diese Bezeichnung gebührte im Grunde doch der ganzen Sippschaft — an der Küste von Peru erschienen, hatte dieser Staat das Hochmaß seiner Ausdehnung erreicht, während seine Gesundheit und Kraft schon im Sinken begriffen waren. Man kann die ungefähren Gränzmarken des Reiches bestimmen, wenn man sagt, daß die Inka-Kaiser das ganze Gebiet beherrschten, welches heutzutage die vier sogenannten Republiken Ekuador, Peru, Bolivia und Chile einnehmen. Der unterirdische Reichthum des Bodens war ein außerordentlicher und namentlich durfte Peru mit Grund ein Goldland, das Goldland heißen. Die oberirdische Bodenbeschaffenheit dagegen konnte sich an Fruchtbarkeit mit den östlichen Küstenländern von Süd- und Mittelamerika bei weitem nicht messen. Im peruanischen Reiche musste gearbeitet werden und zwar tüchtig, um die nöthigen Lebens-

mittel für die Bevölkerung zu beſchaffen. Die große Meiſterin Noth mit ihrer erſtgeborenen Tochter Arbeit, ſie waren auch hier, wie überall, die Kulturbringerinnen.

Man hat die Anfänge der peruaniſchen Civiliſation früher am Titikakaſee ſuchen zu müſſen geglaubt, iſt aber jetzt vergewiſſert, daß dieſe Civiliſation in und bei Kuzko ihren Urſprung genommen habe. Dieſe Stadt, deren Name „Nabel" bedeutet, war der geheiligte Mittelpunkt des Inka-Reiches, und es drängt ſich uns als ein denkwürdiger Zuſammenklang in den Anſchauungen grundverſchiedener und einander wildfremder Völker die Erinnerung auf, daß die Hellenen ihr Nationalheiligthum Delphi ebenfalls den „Nabel" (der Erde) genannt hatten. Von Kuzko aus war die peruaniſche Kultur in der Form der Eroberung ſüdwärts bis an die Gränzen des Araukanerlandes, nordwärts bis über Quito hinaus vorgedrungen. Oſtwärts erſtreckten ſich die Gränzen des Reiches bis hinauf zur Waſſerſcheide der Anden und da und dort auch über die Kämme derſelben hinüber und in die Pampas des ſüdamerikaniſchen Feſtlandes hinein. Unlange vor der Ankunft der Spanier hatte das Reich der Inka den Gipfel ſeiner Machthöhe erreicht.

Auf den Anfängen der Völkergeſchichten liegt der Nebel des Mythus, vom Strale der religiöſen Idee mehr oder weniger hell beſonnt. Die Menſchen wuſſten ſich es nicht zu erklären, wie es gekommen, daß ſie ſich nach und nach entbeſtialiſirt hatten, daß ſie allmälig ſo klug, ſo anſtellig, ſo civiliſirt geworden wären. Da muſſte ihnen denn eine „höhere Macht" das Thierfell geſchoren haben, ſo zu ſagen. Auch die Peruaner hatten demnach ihren Kulturmythus, das heißt, auch ſie führten den Urſprung ihrer Vermenſchlichung auf „überirdiſche Mächte" zurück, wie ſolche zu glauben, zu fürchten und zu verehren den naturwüchſigen Menſchen das Gefühl ſeiner Ohnmacht und Hilfebedürftigkeit allzeit und überall zwang und zwingt. Man muß übrigens geſtehen, die heilige Sage der Peruaner und ihre organiſch entwickelte Religion waren verhältnißmäßig gar nicht ſo übel, ja gewiſſermaßen rationell. Knüpften ſie ſich doch

an die große Lebensspenderin und Lebenserhalterin, an die Sonne. Diese sicht- und fühlbare, unerschöpfliche Wohlthäterin nannten die Peruaner die „Mutter der Menschheit", und sie verehrten sie dankbar als ihre höchste Gottheit. Im Beginne der Zeiten hatte die große Mutter ihre zwei Kinder, den Manko Kapak und die Mama Oello, auf die Erde herabgesandt, um die Menschen zu entwildern, sie zu bilden und in ein geordnetes Staats- und Gesellschaftswesen hinüberzuführen, sie die Landwirthschaft, die Gewerbefertigkeiten, alle Künste des Friedens zu lehren. Manko und Mama waren Bruder und Schwester, zugleich aber auch Mann und Weib und von ihnen stammte die Dynastie der Herrscher von Peru, das Geschlecht der „Inka", welches Wort Herr, Fürst, König bedeutet.

Die berechtigte Frage, ob schon vor den Inka in Peru eine ältere Kultur vorhanden gewesen, mag hier billig unerörtert bleiben. Gewiß ist, daß mit dem Aufkommen der Inka der peruanische Staat zu existiren anhob. Ebenso, daß dieser Staat und mit demselben alles, was wir unter peruanischer Civilisation zu verstehen pflegen, allem nach nicht sehr weit in unser Mittelalter zurückreicht, indem das Auftreten des zweifelsohne geschichtlichen und nachmals vonseiten der dankbaren Peruaner vergötterten Kulturhelden Manko Kapak kaum höher als in den Anfang des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufzurücken ist. Die Nachfolger des Begründers der Inka-Dynastie handhabten Krieg und Eroberung, welche ja in der Geschichte viel häufiger, als die Unwissenheit meint, an der menschlichen Kultur sehr kräftig mitarbeiteten, ohne Frage als Civilisatoren. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erweiterte der Inka Topa Yupanqui die Gränzen des Staates im Süden bis weit nach Chile hinein, während sein Sohn Huayna Kapak, der bedeutendste Mann seines ganzen Hauses, in nördlicher Richtung die Fahne Peru's bis gegen Centralamerika hinauftrug und Quito unterwarf.

Die Beherrscher von Peru waren Theokraten, das heißt, sie waren als angebliche „Sonnensöhne", als Ab-

kömmlinge der höchſten Gottheit, zugleich politiſche und religiöſe Deſpoten und genoſſen durchweg göttlicher Verehrung. Ihr geiſtlich-weltliches Skepter vererbten ſie nach dem Rechte der Erſtgeburt, das heißt, der erſtgeborene Sohn der „Koya“ — ſo hieß die rechtmäßige Gemahlin des Inka's, welche zugleich ſeine Schweſter ſein muſſte, im Unterſchiede zu dem ungezählten Schwarme der Inſaſſinnen des kaiſerlichen Harems — wurde der Nachfolger ſeines Vaters. Der kaiſerliche Hofhalt war pracht- und prunkvoll, ſo recht goldſchimmernd. Der Inka-Palaſt in Kuzko bildete mit ſeinen Nebengebäuden eine Stadt für ſich. Er machte mit dem „Korikancha“ (wörtlich Goldhaus), das heißt, dem Reichstempel der Sonne — in Anſehung der Koſtbarkeit des Materials ſeiner Ausſchmückung wohl das reichſte Gebäude, welches jemals die Erde getragen hat — und mit dem hauptſtädtiſchen Kaſtell die Dreizahl der großartigſten Bauwerke Peru's aus. Die koloſſalen Trümmer der Feſtung erregen noch jetzt das Staunen der Betrachter. Es waren zu dieſer Burg Bauſteine verwendet von 38 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 6 Fuß Dicke, und dieſe Steinblöcke ſind — ohne daß die Peruaner den Gebrauch des Eiſens kannten, wohlverſtanden! — ſo genau zugehauen und in einander gefügt geweſen, daß man keine Meſſerklinge in die Fugen zu ſtecken vermochte. Die Abgötterei, welche mit den Inka im Leben getrieben wurde, folgte denſelben auch in den Tod. Ihre Lieblingsdiener und Gunſtſklavinnen wurden ihnen als Todtenopfer dargebracht. Mit ihren aus dem Körper genommenen Eingeweiden begrub man die koſtbarſten Juwelen und Geräthſchaften der Todten. Die Leichname wurden kunſtvoll balſamirt und mumiſirt und die Mumien im Korikancha auf goldene Stühle geſetzt.

Die Familie der Inka hatte ſich im Verlaufe der Zeit außerordentlich vermehrt und die zahlloſen Nebenſprößlinge bildeten den Inka-Adel, eine Kaſte, welcher alle höheren Staats-, Kriegs-, Gerichts- und Kirchenämter von „rechtswegen“ zukamen. Von Eroberungsrechtswegen, denn es iſt klar, daß die Inka und der Inka-Adel die Abkömmlinge

des Volksstammes gewesen sind, welcher erobernd in Peru eingedrungen war und, weit höher gebildet als die Urbewohner des Landes, diese unterworfen hatte. Die Nachkommenschaft der unterworfenen Urbewohner aber machte das aus, was wir „Volk" zu nennen gewohnt sind, im alten Peru die dienende, frohndende Masse.

Das Reich war in vier Provinzen eingetheilt und darum von seinen Bewohnern nicht Peru, sondern die vier Himmelsgegenden („Tavantinsuyu") genannt. Das Volk seinerseits zerfiel in Gruppen von 10, von 50, von 100, von 1000 und jeder dieser Gruppen stand ein Edelmann als Beamter vor, sodaß sich vom Zehnmännerhauptmann bis zum Provinzstatthalter eine wohlgefugte Bureaukratie hinaufgipfelte. Jeder dieser Würdenträger war in seiner Sphäre zugleich Verwaltungs- und Justizbeamter. Die Gesetzgebung zeichnete sich durch Strenge und Bündigkeit aus. Auf Mord, Ehebruch, Diebstahl und Blasphemie, das heißt auf Lästerung der Sonne oder des Inka's, stand der Tod. Aufruhr gegen den Inka galt für ein so ungeheuerliches Verbrechen, daß es nur durch gänzliche Vertilgung der Bewohnerschaft einer aufrührerischen Landschaft gesühnt werden konnte. Das Inka-Reich war, wenigstens in den Augen der Peruaner selbst, ein sehr streitbares. Die Armee, mit Bogen, Wurfspeeren, Schleudern, Morgensternen und Streitäxten bewaffnet und regelrecht in von Inka-Officieren verschiedener Grade befehligte Rotten, Bataillone und Regimenter eingetheilt, zählte zuletzt nicht weniger als 200,000 Mann. Die Civilverwaltung arbeitete mit größter Regelmäßigkeit. Für den Verkehr war gesorgt. Es gab Poststationen, Postbeamte und Postläufer, obzwar nur für den Gebrauch des Inka und der Regierung, und von Kuzko bis Quito hinauf lief jene Reichsstraße, welche Alexander von Humboldt, der sie in ihren Trümmern gesehen, bekanntlich „eins der riesenhaftesten Werke, welche je von Menschen ausgeführt wurden", genannt hat.

Das eigenthümlichste Charaktermerkmal der altperuanischen Kultur waren jedoch die Eigenthumsverhältnisse.

Denn im Inka-Staate war ja das kommuniſtiſche Ideal verwirklicht, da es, ſtreng genommen, ein Privateigenthum gar nicht gab. Die ganze urbare Bodenfläche des Landes war in drei Theile zerlegt. Der Ertrag des erſten gehörte der Sonne, das heißt der Kleriſei und dem Kult; der Ertrag des zweiten der Inka-Familie und dem Inka-Adel; der dritte war unter das „Volk“ Kopf für Kopf gleichmäßig vertheilt. Alljährlich wurde die Theilung dieſes Bodendrittels erneuert und jedem Familienhaupte ſein Jahresbeſitz nach der Mitgliederzahl ſeiner Familie zugemeſſen, welche Einrichtung auf einer genauen Regiſterführung über Geburten und Todesfälle beruhte. Dieſe mittels der ſogenannten Quippus-Schrift geübte Statiſtik ermöglichte auch die Durchführung eines ſtreng geordneten Steuerweſens, deſſen Laſt, maßen Klerus, Adel und Beamtenſchaft ſteuerfrei waren, ausſchließlich auf dem Volke lag. Die Entrichtung der Steuern geſchah durch Arbeit jeglicher Art. Die „misera contribuens plebs“ Peru's frohndete als Bauer, als Bergmann, als Handwerker, als Soldat, als Arbeiter an den Staatsgebäuden und Staatsſtraßen. Das ganze Daſein des peruaniſchen Volkes war in das Netz bureaukratiſch-kommuniſtiſcher Bevormundung eingeſchnürt und kann für Augen, welche ſehen wollen, den unwiderleglichen Beweis liefern, daß der Kommunismus unfehlbar dem Menſchen jede Selbſtbeſtimmungsfähigkeit entzieht und demnach naturnothwendig in die ſchlimmſte Sklaverei ausläuft.

Wie in der Regel jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, ſo hat auch jedes Volk einen Gott, deſſen Weſen die Bildungsſtufe und Anſchauungsweiſe der Geſammtheit ſeiner Verehrer widerſpiegelt. Iſt dieſer Satz wahr, ſo geſtattet er einen nicht ungünſtigen Schluß auf die Kultur und den Nationalcharakter der Peruaner. Das religiöſe Fühlen und Glauben derſelben hob ſich über die Stufe der bloßen „Naturreligion“ empor. Denn nicht nur als eine göttliche Naturmacht, ſondern auch als ein beſeeltes, durchgeiſtigtes Weſen, als eine mit Bewuſſtſein wollende Gottheit wurde die Sonne gedacht und dieſer

Gottesbegriff streifte um so näher an den Monotheismus, als das mythologische Beiwerk desselben von ganz untergeordneter Bedeutung war. Nur die Gott-Sonne hatte Kirchen, Klerus und Kult. Ganz fest war in dieser Sonnenreligion das Dogma von der Unsterblichkeit der Menschenseele hingestellt und mit dieser Vorstellung verknüpfte sich die weitere von einem sogenannten Himmel und einer sogenannten Hölle im sogenannten Jenseits. Der Gottesdienst war im ganzen so, wie er einer als sittliche, milde und wohlthätige Macht gedachten Gottheit gebührte. Eine Hauptkulthandlung war das knieend und mit der Sonne entgegengebreiteten Armen verrichtete Gebet. Immerhin kamen auch Menschenopfer vor, vielleicht ein von dem Inka-Volk übernommener Brauch der barbarischen Urbevölkerung des Landes. Sonst wurden als Opfer Edelsteine, Gold, Silber, Blumen, Früchte, Weihrauch, Schafe und Lamas dargebracht. Auch in der Form der Askese wurde die allen Religionen gemeinsame Opferidee verwirklicht: denkwürdig insbesondere durch das Institut der Sonnenjungfrauschaft. Die Sonnenjungfrauen, das heißt die peruanischen Vestalinnen oder Nonnen — nur Töchter des Inka-Adels konnten solche werden — lebten unter der Leitung einer Aebtissin oder Priorin nach bestimmten Regeln in Klöstern zusammen. Welche von ihnen sich gegen das strenge Keuschheitsgelübde, das sie als „Bräute des Sonnengottes" ablegen mussten, verfehlte, wurde lebendig begraben. Nur zu Gunsten des Sonnensohns, das heißt des regierenden Inka, gab es eine Ausnahme.

Die Sommersonnenwende brachte das religiöse Nationalfest, das zu Kuzko mit höchster Prachtentfaltung gefeierte „Intip Raymi", das Sonnenfest, wobei der Inka, der Papst der Sonnenreligion, dem stralenden Gott aus mit „Chika" (gegohrenem Maissaft) gefülltem Goldpokal ein feierliches Trankopfer spendete, in dem Augenblicke, wo das Tagesgestirn am östlichen Horizont hinter den majestätischen Andesfirnen emporstieg.

Alles in allem genommen, stand das Heidenthum der Peruaner an Reinheit, Sittlichkeit und, falls der Ausdruck

überhaupt ſtatthaft iſt, an Vernünftigkeit dem Chriſtenthum der ſpaniſchen Inquiſitoren daheim und der ſpaniſchen Conquiſtadoren draußen keineswegs nach. Im Gegentheil, ſehr im Gegentheil, zumal noch zu ſagen iſt, daß im alten Peru das Verhältniß der beiden Geſchlechter ein ſehr ſittſames, das Familienleben innig, die Kinderzucht ſorgſam und die Umgangsformen fein waren. Auch Kunſt und Poeſie waren verhältnißmäßig entwickelt. Neben der Architektur blühte namentlich die Schmelz-, Schmied- und Ciſelirkunſt. Der Geiſt der Volkspoeſie war thätig und noch heute ſingt die indianiſche Bevölkerung Lieder, welche ſchon zur Inka-Zeit geſungen wurden. Auch höhere Gattungen der Dichtkunſt ſcheinen eifriger Pflege ſich erfreut zu haben. Wenigſtens iſt uns ein altperuaniſches, in der Kechuasſprache gedichtetes Drama, betitelt „Ollanta", überliefert worden, welches zur Zeit der letzten Inka und auch noch nach der ſpaniſchen Conquiſta über die Bühne ging.

Allein trotz alledem trug die peruaniſche Geſellſchaft den Keim frühzeitigen und unaufhaltſamen Welkens in ſich: ſie muſſte an ihrem Kommunismus ſterben, die Eigenthumsloſigkeit brachte ſie um. Nur die Einrichtung des Privateigenthums begründet das große Geſetz des ſocialen Vorſchritts, das heißt, den thatkräftigen Trieb im Menſchen, ſein Loos zu verbeſſern. Dieſen Trieb kannte der Peruaner nicht: er konnte ja nichts werden, als wozu ſeine Geburt ihn gemacht hatte. Die naturnothwendige Folge war, daß ſich ein grauer Schleier von Gleichgiltigkeit über die Intelligenz des Volkes herbreitete und daß es ſich widerſtandslos einem ſchläfrigen Dahinvegetiren ergab. Wie hätte es alſo dem Glaubens- und Goldfanatismus, der unbezähmbaren Energie der ſpaniſchen Conquiſtadoren widerſtehen ſollen? Dieſem „Heldengeſindel", welches bei ſeinen faſt unglaublichen Wagniſſen noch dazu durch alle Vorzüge einer höheren Raſſe und durch alle Vortheile einer vorgeſchritteneren Kultur unterſtützt wurde.

Um die geſchichtliche Thatſache des Sturzes von Staaten und des Unterganges von Nationen her ſchlingt die Legende allerlei bunte Sagenfäden. So will auch die Sage der

Peruaner, daß schon auf den höchsten Glanz von Peru — welchen auf einem Missverständnisse beruhenden Namen erst die Spanier dem Lande gaben — der dunkle Schatten einer fernher drohenden Wolke gefallen sei und das herannahende Verderben in der Form dunkler Ahnungen sich angekündigt habe. Im Volke schlich von altersher die Sage um, Fremdlinge, wie man sie nie gesehen, würden dereinst ins Land kommen und dasselbe erobern; Kometen erschienen am Himmel und die Erde bebte. Das zum großen Sonnenfest in Kuzko versammelte Volk sah in der Luft eine Schar von Falken einen Adler angreifen, welcher tödtlich verwundet zu Boden fiel. Die Priester murmelten düstere Weissagungen. Selbst den großen Inka Huayna Kapak erfasste ein trübes Vorgefühl. Nicht ohne Grund. Hatte er doch von dem Erscheinen weißer bärtiger Männer am Gestade der Südsee sichere Kunde erhalten. Das war Balboa mit seinen Gefährten gewesen. Der Inka konnte nicht ahnen, daß unter diesen Wagehälsen auch der Mann, Pizarro, sich befand, welcher sobald das Reich Tavantinsuyu vernichten sollte; aber sterbend deutete Huayna Kapak die Erscheinung der bärtigen Blassgesichter auf die „Fremdlinge" der alten Sage.

Seine traurige Ahnung hatte Inka nicht betrogen, aber freilich hatte er selber die Erfüllung beträchtlich gefördert, sodaß Peru's Verderben von innen heraus schon angehoben hatte, als die Gefahr der spanischen Conquista von außen herankam. Huayna Kapak war auf den Irrweg gerathen, die festgefugte Staatsordnung mit eigener Hand zu zerbrechen, indem er sich durch seine Vorliebe für einen seiner jüngeren Söhne, welcher Atahuallpa hieß, verleiten ließ, zu Ungunsten seines ältesten Sohnes Huaskar, des legitimen Kronprinzen, die Thronfolgeordnung abzuändern und zwar in der Form einer Theilung des Reiches. Die südliche Hälfte mit der Hauptstadt Kuzko erhielt Huaskar, die nördliche mit der Hauptstadt Quito erbte Atahuallpa. Nach dem wahrscheinlich im Jahre 1525 erfolgten Tode des großen Inka kam es, wie es bei der rastlosen, kriegerischen,

ehr- und herrſchſüchtigen Sinnesweiſe Atahuallpa's kommen muſſte. Nachdem der Herrſcher von Quito etliche Jahre lang Frieden gehalten, hob der Bruderkrieg um den Alleinbeſitz des Inka-Reiches an. Am Fuße des Chimboraſſo trafen die Heere der feindlichen Brüder zur blutigen Entſcheidung aufeinander. Sie fiel zum Nachtheile des älteren Bruders aus. Eine zweite, auf der Ebene von Quipayan geſchlagene Schlacht noch mehr: Huaſkar wurde der Gefangene ſeines Bruders, welcher ſich jetzt des ganzen Reiches ſeines Vaters bemächtigte und mittels Thaten wilder Grauſamkeit den Peruanern ſeinen vollſtändigen Triumph und die ganze Schwere ſeiner Deſpotie verkündigte.

Dies geſchah im Jahre 1532 und ſchon etliche Monate darauf brach das ſpaniſche Verhängniß über Peru herein.

4.

Was war aber derweil aus dem Hauptträger dieſes Verhängniſſes geworden? Wo befand ſich Pizarro? In Spanien.

Der weiland Hüter der Schweine hatte aus alledem, was er in Tumbez geſehen und gehört, unſchwer die Ueberzeugung geſchöpft, daß denn doch ſeine Abſicht, das Inka-Reich zu erobern, und die Eroberungsmittel, über welche er dermalen, das heißt, nach endlicher Findung vom El Dorado, zu verfügen hätte, in einem geradezu lächerlichen Miſſverhältniſſe ſtänden. Wir müſſen das Geſchäft gründlicher nehmen und auf eine ſolidere Baſis ſtellen, ſagte er ſich, und maßen dies in dem lumpigen Panama, wohin wir alsbald zurückkehren müſſen, keine Möglichkeit iſt, ſo will ich nach Spanien hinüber und die Krone ſelbſt für das Unternehmen zu intereſſiren ſuchen.

So that er; denn der Mann war einer von jenen entſchloſſen anpackenden, bei denen dem Gedanken ſo gewiß und ſo raſch die That folgt wie dem Blitz der Donner.

So finden wir zu Anfang des Sommers von 1528 Pizarro in Spanien am Hofe Kaiser Karls des Fünften, in dessen Reichen bekanntlich die Sonne nie unterging, der aber niemals Geld hatte und wie der größte Monarch so auch der größte Pumper seiner Zeit gewesen ist. Da war es nun merkwürdig zu sehen, mit welcher Sicherheit der Ex-Eumäos von Truxillo auf dem glatten Hofboden sich zu bewegen wusste. So etwas haben die formsicheren Menschen romanischer Rasse doch vor uns viereckigen Germanen voraus, denen es zwar nicht zur Schande gereicht, daß sie nicht zu schauspielen vermögen, aber auch nicht zum Ruhme, daß sie des Formsinnes mehr als billig ermangeln.

Der durchwetterte Abenteurer gewann dem Kaiser soviel Theilnahme ab, als dieser kalt rechnenden Natur überhaupt abzugewinnen war. Pizarro besaß ja jene kunstlose, aber energische Beredsamkeit, wie sie zum Befehlen bestimmten Menschen angeboren zu sein pflegt. Seine Schilderungen dessen, was er seit zwanzig Jahren in der Neuen Welt geschaut, gehört, gelitten und gestritten, mögen dem Kaiser, welcher sich bislang um die amerikanischen Dinge wenig gekümmert hatte, zuerst eine bestimmtere und deutlichere Vorstellung von der Beschaffenheit und dem Werthe der unermesslichen Besitzungen beigebracht haben, welche da drüben der spanischen Herrschaft unterworfen waren. Pizarro, der seinen Mann und dessen ewig leere Taschen kannte, unterließ auch nicht, den Goldreichthum des neu entdeckten Landes Peru vor den gierigen Augen Karls schimmern zu lassen, und legte um dieses sein Wortgemälde her den Rahmen peruanischer Goldproben, welche er fürsorglich mitgebracht hatte. Der Kaiser empfahl darauf Pizarro und dessen Angelegenheit dem „Rathe von Indien", also der obersten Kolonialbehörde Spaniens, und diese hat dann im Juli von 1529 einen förmlichen Vertrag mit unserem Macher in Länderfindung und Gründer von Eroberungsgeschäften abgeschlossen. Kraft dieses Vertrages sollte dem Pizarro, welcher zur Erhöhung seines Ansehens zum Hidalgo (Edelmann) und zu einem Ritter von San-Jago gemacht wurde,

das Recht der Entdeckung und Eroberung des Landes Peru zuſtehen und ſollte er nach vollbrachter Beſitzergreifung Titel, Rang, Machtvollkommenheit und Einkommen eines Statthalters haben. Seine beiden urſprünglichen Mitgründer wurden ebenfalls bedacht, indem Almagro die Beſtallung als Gobernador und Pater Luque die als Biſchof der Stadt und Provinz Tumbez erhielt. Pizarro ſeinerſeits übernahm die Verpflichtung, binnen ſechs Monaten eine feldtüchtige Truppe von zweihundertfünfzig Mann aufzubringen, wobei ihm die Regierung zur Beſchaffung von Geſchützen und Munition behilflich ſein ſollte.

Der alſo mit Brief und Siegel förmlich zum Conquiſtador ernannte San-Jago-Ritter vermochte die ſeinerſeits übernommene Vertragspflicht nur mühſälig zu erfüllen. Im Januar von 1530 ſegelte er ſodann mit der aufgebrachten Streitmacht aus Spanien ab, und als er, in Panama angelangt, ſeine Mannſchaft muſterte, hatte er hundertdreiundſechzig Soldaten zu Fuß und ſiebenundzwanzig zu Pferd in erträglich guter Ausrüſtung. Mit dieſer Handvoll verwegener Geſellen fuhr Pizarro im Januar von 1531 zur Eroberung Peru's aus, nachdem er ſeinem Geſchäftstheilhaber Almagro aufgegeben hatte, in Panama noch weitere Mannſchaft anzuwerben und ihm dieſelbe unter der Führung tüchtiger Officiere nachzuſenden. Dies geſchah denn auch und war der eifrige Almagro im ſtande, binnen kurzem drei kleine Schiffe mit Verſtärkungen ſeinem Geſellſchafter nachzuſenden und zwar unter der Führung von Don Belalkazar und Don Hernando de Soto, zwei Rittern, welche in der Vorderreihe der Eroberer von Peru glänzten und von denen der letztgenannte außerdem als Entdecker des Stromgebietes des Miſſiſſippi in der Geſchichte Amerika's einen unvergänglichen Namen ſich geſichert hat. In der Bucht von Guayaquil vereinigten ſich dieſe Verſtärkungen mit der Mannſchaft des Conquiſtadors.

In Tumbez gelandet, trat Pizarro in lebhaften Verkehr mit den Bewohnern der Stadt. Das Mittel ſprachlicher Verſtändigung boten etliche Eingeborene, welche der Eroberer

bei seinem ersten Besuch aus Tumbez mitgenommen und die als seine Begleiter auf der Fahrt nach Spanien inzwischen spanisch sprechen gelernt hatten. Einer dieser Dolmetscher, den die Spanier Felipillo getauft hatten, spielte in der Geschichte der Eroberung seines Vaterlandes eine nicht unwichtige Rolle, ganz dieselbe Rolle, welche in der Geschichte der Eroberung von Mexiko eine indianische Dolmetschin und Geliebte des Kortez, die schöne und kluge Donna Marina, innehatte. Pizarro scheint sich überhaupt das Verfahren seines Vetters in Anahuak vielfach zum Muster und Vorbilde genommen zu haben, wie das ja auch in den Verhältnissen lag. Er verwandte zuvörderst große Achtsamkeit darauf, zu Tumbez über die Zustände der fremdartigen Welt, welche er betreten hatte, genau sich zu unterrichten und Einsicht in die Sachlage im Inka-Reiche zu gewinnen. Was er erfuhr, zeigte ihm erst recht die Größe und Schwierigkeit seines Unternehmens, aber auch, was dasselbe erleichtern könnte. Hierbei war von äußerster Wichtigkeit die Kunde von dem soeben ausgefochtenen Bruderkriege zwischen Huaskar und Atahuallpa. Pizarro musste sich ja erinnern, wie sehr die Zwistigkeiten der verschiedenen Volksstämme von Anahuak dem Kortez zu gute gekommen waren. Allerdings war der Sieger Atahuallpa im unbestrittenen Besitze der Gewalt, aber immerhin ließen sich, kalkulirte der Spanier, aus der Art und Weise, wie der Inka zur Herrschaft über das ganze Reich gelangt war, allerhand wichtige Vortheile ziehen. Unter anderen dieser, daß die fremden Eindringlinge sich einem gewiß nicht kleinen Theile der Peruaner als Befreier von dem Joche eines tyrannischen Usurpators darstellen konnten. Die Menschen wollten und wollen ja zu allen Zeiten belogen und betrogen sein.

Weiterhin galt es dann zunächst, in dem fremden Lande an einer wohlgelegenen Stelle der Küste festen Fuß zu fassen, wie das Kortez in Mexiko durch die Anlage von Veracruz bezweckt und erreicht hatte. Demzufolge wurde südlich von Tumbez im schönen Thale von Tangarola eine

Pflanzſtätte gegründet, welche den Namen San-Miguel erhielt. Sie ſollte als Aus- und Einſchiffungsort, als Stütz- und Zufluchtspunkt dienen.

Während an der Gründung dieſer erſten ſpaniſchen Kolonie auf dem Boden des Sonnenreiches gearbeitet wurde, brachte Pizarro in Erfahrung, daß der Emperador von Peru dermalen nicht in der Hauptſtadt reſidirte, ſondern in einer Entfernung von etwa zwölf Tagemärſchen zu Kaxamalka, welche Stadt in einem von einer Quellader des Amazonenſtromes gebildeten Thale der Anden gelegen war, ſein Hoflager aufgeſchlagen hätte. Sofort erhob ſich im ſpaniſchen Lager die Frage, was nun zu thun wäre. Ob es räthlicher, ſtracks den weiten Südmarſch nach der Hauptſtadt Kuzko anzutreten, von woher eine ungeheure Goldbeute winkte, oder aber die dermalige Reſidenz des Inka's aufzuſuchen? Pizarro war Politiker genug und hatte ſich über das Weſen des Inkathums auch ſchon ein ſo ſicheres Urtheil gebildet, daß er den Marſch nach Kaxamalka beſchloß. Es muſſte ihm ja aus allem, was er bislang in dieſem Lande geſehen und gehört, klar geworden ſein, daß, wer den Inka hätte, auch Peru hätte. Das Schickſal des Herrſchers müſſte das des Reiches entſcheiden. Wie ſich der Conquiſtador dieſe Entſcheidung dachte, iſt nicht zu ſagen. Denn die Quellen der Eroberungsgeſchichte von Peru laſſen es unbeſtimmt, ob er zuvörderſt friedliche Mittel verſuchen wollte oder aber von vornherein auf einen Gewaltſchlag ſann. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß er ſich ſagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Vorerſt nach Kaxamalka! Sind wir einmal dort, werden uns die Umſtände lehren, was zu thun.

Der Aufenthalt in Tumbez und die Gründung von San-Miguel hatten einen Zeitraum von fünf Monaten in Anſpruch genommen. Längeres Zögern ſchien dem Conquiſtador um ſo unthunlicher, als unter ſeiner Mannſchaft das Gemurre, wo denn eigentlich das verheißene Dorado wäre, immer lauter zu werden begann. Er muſſte ſich daher zum Aufbruche nach Kaxamalka entſchließen, ohne weitere Verſtärkungen von Panama her abwarten zu können.

In San-Miguel eine kleine Besatzung zurücklassend, trat er am 21. September von 1532 mit hundertzehn Fußsoldaten und siebenundsechzig Reitern seinen Marsch an, eins der kühnsten Spiele wagend, welche jemals gewagt worden sind. Aber gerade die Abenteuerlichkeit, die Tollkühnheit des Wagnisses entsprach so recht dem Charakter der Spanier von damals und vollends der Sinnesweise des „Heldengesindels" der Conquistadoren. Man lässt dem Francisko Pizarro und seinen Gefährten nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man anerkennt, daß wohl niemals ein kühnerer Entschluß gefasst und mit stahlhärterer Thatkraft zur Ausführung gebracht worden sei als der von ihnen gefasste und ausgeführte. Mit hundertsiebenzig Mann zuerst in die tropische Urwaldwildniß sich hineinwagen, dann den himmelan gethürmten Riesenwall der Cordilleren übersteigen, in das Herz eines großen und wohlgeordneten Reiches eindringen, den unumschränkten, abgöttisch verehrten, sakrosankten Beherrscher desselben in der Mitte seines siegreichen Heeres in seinem eigenen Prätorium aufsuchen mit der Absicht, der Herrlichkeit dieses Halbgottes von Sonnensohn so oder so ein Ende zu bereiten — gewiß konnte nur ein heldischer Mann diesen Gedanken aussinnen und zur That machen. Dabei ist auch noch in Anschlag zu bringen, daß die Ausrüstung von Pizarro's Mannschaft mit Feuerwaffen eine nur sehr spärliche war. Nicht mehr als drei Büchsenschützen befanden sich unter der Schar, und was das „Geschütz" anging, so bestand dasselbe aus zwei „Feldschlangen" kleinsten Kalibers.

Vorwärts also trotz alledem! Die ersten Tagemärsche führten durch ein mälig gen Südosten ansteigendes Land, welches von der Ueppigkeit tropischer Urwaldsvegetation überwuchert war. Dann, als man sich den Kolossen der Andeskette mehr genähert hatte, ging der Zug durch Thalgelände, welche, wasserreich und äußerst sorgfältig angebaut, die Anmuth ihrer landschaftlichen Scenerie selbst diesen Wanderern, welche sich sonst um dergleichen blutwenig kümmerten, fühlbar machten. Hier war die Bevölkerung eine zahlreiche, aber

von Widerstand nirgends eine Spur. Die Fremdlinge, welche kamen, den armen Peruanern statt des hölzernen Joches, welches sie bislang getragen, ein eisernes aufzulegen, wurden allenthalben freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt und bewirthet. Mittels seiner Dolmetscher konnte der Conquistador auch die Wahrnehmung machen, daß unter den Unterthanen Atahuallpa's eine dumpfe Unzufriedenheit gährte. Die Herrschaft des Inka's musste sich demnach schon als eine sehr drückende erwiesen haben.

Derweil die Spanier an einem Orte, welcher Zaran hieß und innerhalb der Vorberge der Kordilleren gelegen war, Rast hielten, ward ihnen ein Beweis, daß ihr Marsch auf Kaxamalka dem Inka zu Ohren gekommen sein musste. Leider wissen wir nicht, was sich Atahuallpa, welcher, von seinem Heere umgeben, in Kaxamalka, das schon damals seiner warmen Quellen wegen berühmt war, eine Badekur gebrauchte, bei der Kunde von dem Erscheinen der weißgesichtigen, bärtigen Fremden dachte, welche — so hatten ihm seine Späher zweifelsohne bereits gemeldet — Blitz und Donner mit sich führten und auf wunderbaren Geschöpfen, so man im Reiche der vier Himmelsgegenden nie gesehen, auf einer Art von vierfüßigen Schlangen einherritten. Wie zu vermuthen, hatte die Erscheinung der Fremdlinge zunächst nur die Neugier des Sonnensohnes erregt und scheint ihm ein Gedanke an Gefahr gar nicht aufgestiegen zu sein. So erklärt es sich, daß er einen seiner Edelleute als Gesandten an den Häuptling der Fremden abordnete, um dieselben an sein Hoflager einladen zu lassen. Der Gesandte, welcher selbstverständlich zugleich ein Spion war, wie ja das die Gesandten allzeit und überall mehr oder weniger waren, sind und sein werden, stellte sich mit seinem Gefolge in Zaran dem Conquistador vor, überreichte etliche Geschenke und entledigte sich mit bester Manier seines Auftrages. Pizarro spielte nicht weniger fein den Diplomaten, überschüttete den peruanischen Höfling mit höfischen Redensarten und sandte denselben zu seinem Gebieter zurück mit der

Meldung, er, Pizarro, werde, die Einladung Sr. Majestät des Emperadors von Peru dankend annehmend, mit seinen Leuten bald in Kaxamalka eintreffen. Zugleich trug er dem Gesandten noch auf, den Sonnensohn zu benachrichtigen, daß sie, die Spanier, von jenseits des Meeres kämen und zwar als Botschafter eines mächtigen Monarchen. Dieser hätte von der Macht und dem Ruhme des Inka's so viel vernommen, daß er ihnen den Befehl gegeben, dem Herrscher von Peru ihre Ehrerbietung darzubringen und ihm ihren Beistand gegen alle seine Feinde anzubieten.

Nach also bewerkstelligter Abfertigung des Gesandten verweilte der Eroberer noch mehrere Tage da und dort am Fuße der Sierra, weil er hoffte, daß noch diesseits des Gebirges Verstärkungen von Panama her und über San-Miguel zu ihm stoßen würden. Aber er musste diese Hoffnung endlich aufgeben und so, wie er war, und mit dem was er hatte, die Ersteigung und Ueberklimmung der Kordilleren unternehmen. Ein furchtbares Mühsal! Aber es ward überwunden. Wohl war manchem von Pizarro's Gefährten beim Anblicke dieses riesigen Gebirges, dessen Firnschneegipfel in die Wolken sich verloren und das sie überklettern sollten, um drüben in ein Chaos von Gefahr, in das Unbekannte, Nichtzuahnende sich zu stürzen, der Muth gesunken. Aber der Führer verstand es auch jetzt, wie immer, den gesunkenen wieder zu heben. Oviedo, der klassische Geschichtschreiber der Conquista, hat uns die Rede überliefert, welche Pizarro vor dem Aufbruch ins Hochgebirge an seine Mannschaft hielt. Die „santa fé catolica" spielte natürlich darin eine große Rolle. Ebenso die Berufung auf das Spanierthum. „Schreitet vorwärts, wie es guten Spaniern geziemt, ganz unbekümmert, daß ihr Christen so klein an Zahl. Gott ist unser Beistand; er wird den Stolz der Heiden demüthigen und sie zu unserem heiligen katholischen Glauben herüberführen."

Es war am 15. November von 1532, als die Spanier, die Gipfel der Anden hinter sich, die letzten Abdachungen der Ostseite des Gebirges hinabstiegen und die

Stadt Kaxamalka, hinter welcher thalhinein die warmen Quellen ihre Dampfſäulen in die Luft trieben, zu ihren Füßen liegen ſahen.

5.

Nun höre ich da und dort einen klugen Leſer und vielleicht auch eine noch klügere Leſerin meiner Hiſtorie murmeln: „Dieſer Sonnenſohn von Inka muß doch ein recht dummer Teufel geweſen ſein. Wie hätte er ſich ſonſt die Spanier ſo auf den Hals kommen laſſen können?“

Die Frage iſt berechtigt und auch ſchon vor dreihundert Jahren von klugen Leuten aufgeworfen worden. Schade, daß wir nur Vermuthungen zur Antwort geben können.

Wie bereits oben bemerkt worden, ſcheint Atahuallpa zuvörderſt einer, wie leicht begreiflich, ſehr lebhaften Regung von Neugier nachgegeben zu haben, als er die Fremdlinge, deren ganze Erſcheinung ja von dem Nimbus und Reiz des Geheimniſſes umgeben war, an ſein Hoflager lud. Die Erinnerung an die mit den Anfängen des peruaniſchen Staates verknüpfte Sage, daß weißhäutige Männer in der Urzeit am Titikakaſee gelebt hätten, mag auch in dem Inka wachgeworden ſein und ihm ein freundliches Verhalten gegen die Eindringlinge vorgezeichnet haben. Man hat nachmals, um das Verfahren Pizarro's zu entſchuldigen oder gar zu rechtfertigen, von ſpaniſcher Seite die Behauptung aufgeſtellt, das zuvorkommende Gebaren des Sonnenſohnes ſei von Anfang an nur Verſtellung geweſen. Er habe mittels geheuchelter Freundlichkeit die Spanier in ſein Lager locken wollen, um ſich ihrer wunderſamen Waffen und Reitthiere zu bemächtigen, ſie ſelber aber umzubringen. Dazu iſt zu ſagen, daß die notoriſche Verſchlagenheit und Grauſamkeit Atahuallpa's dieſer Unterſtellung allerdings eine ſcheinbar

gute Stütze gibt. Allein diese Stütze hält nicht vor angesichts der Thatsache, daß der Inka die Spanier ohne alle Belästigung bis nach Kaxamalka gelangen ließ und sie nach ihrer Ankunft daselbst so gastlich behandelte, daß sie selber schlechterdings kein Symptom feindseliger Absichten von seiner Seite anzugeben vermochten. Das Entscheidende ist jedoch, daß Atahuallpa, falls er einen Ueberfall der Spanier geplant hätte, klug und kriegserfahren genug gewesen wäre, damit nicht bis zur Ankunft der Fremden an seinem Hoflager zu warten, sondern sie vielmehr während ihres beschwerlichen und gefährlichen Zuges über die Anden zu überrumpeln. So das mit auch nur einiger Geschicklichkeit geschehen wäre, mussten sie unfehlbar verloren sein. Es war aber nicht geschehen und demnach vollzogen sich die Geschicke des Sonnenlandes mit außerordentlicher Raschheit.

Wir wissen aus dem Munde der Conquistadoren selbst, daß sie beim Anblick der wohlgebauten Stadt zu ihren Füßen, mehr aber noch beim Anblick des weit über die Bergabhänge rings um die Stadt hingedehnten weißen Zeltlagers von Atahuallpa's Heer denn doch ein sehr starkes, obzwar vorübergehendes Bangen empfanden. Indessen, zurück konnte man nicht — also vorwärts!

Pizarro suchte seine Erscheinung zu einer möglichst imponirenden zu machen. Er ordnete seine Mannschaft in drei Treffen, wenn man so sagen darf, als ob es zur Schlacht ginge, ließ die Fahnen entfalten, die Trompeten schmettern und marschirte so, die Reiterei voran, die Feldschlangen in der Mitte, in echt spanisch-stolzer Haltung auf die Stadt zu. Er erreichte seinen Zweck: er imponirte. Tausende und wieder tausende von schwarzen Peruanerangen hingen an dem herankommenden Zuge, an dem alles so fremdartig, daß er den Unterthanen des Inka's wie unmittelbar vom Himmel gefallen erscheinen konnte. Später dürften sie sehr geneigt gewesen sein, zu glauben, die Hölle habe diese Blassgesichter ausgespieen.

In Kaxamalka eingerückt, erfuhr der Conquistador, daß der Inka in einer Villa residirte, welche etwa eine

Legua weit hinter der Stadt und vor der Fronte des peruaniſchen Lagers gelegen war. Dorthin entſandte, den „Emperador“ zu begrüßen, Pizarro ſeinen Bruder Hernando und den Ritter Soto an der Spitze einer Reiterſchar, welche alsbald auf der von der Stadt zur kaiſerlichen Reſidenz hinausführenden, wohlangelegten Kunſtſtraße hingaloppirte. Bei ihrem Herankommen traten die peruaniſchen Krieger überall neugierig aus ihren Zelten hervor, verhielten ſich aber durchaus friedlich. Die zeitweilige Behauſung des Inka's war leicht, aber hübſch gebaut; die Außenwände waren mit einer bunten Mörtelglaſur verſehen und um den offenen Hof lief ein Säulengang, in welchem das „Inkabad“ ſichtbar war, das heißt, eine große ſteinerne Wanne, in welche mittels Röhren warmes und kaltes Waſſer geleitet werden konnte. Eine Menge prächtig gekleideter Hofleute und Officiere füllten den Hofraum. Auch reichgeſchmückte Frauen des kaiſerlichen Harems waren ſichtbar. Unſchwer vermochten die Spanier die Perſon des Inka's zu erkunden, nämlich in einem auf einem niedrigen Seſſel daſitzenden Manne, welchen das außerordentlich ehrfurchtsvolle Bezeigen der ihn umſtehenden höchſten Würdenträger als den „Emperador“ bezeichnete. Außerdem war Atahuallpa kenntlich durch das Symbol ſeiner Sonnenſohnherrſchaft, das heißt, durch die rothſeidene Stirnbinde, die „Borla“, deren Franſen ihm bis auf die Augenbrauen herabfielen. Nur der Inka durfte dieſen Kopfſchmuck tragen und Atahuallpa hatte ſich mit dieſem heiligen Zeichen unumſchränkten Herrſcherthums erſt geſchmückt, nachdem er mittels Beſiegung und Gefangennahme ſeines Bruders in den alleinigen Beſitz der Macht in Peru gelangt war.

Der Inka empfing die beiden Boten des Conquiſtadors mit der ganzen Gemeſſenheit und ſtoiſchen Würde, welche den Häuptlingen der rothhäutigen Raſſe bei Haupt- und Staatsaktionen überall eigen war und iſt. Hernando Pizarro und der Ritter Soto ritten bis dicht vor den Sitz Atahuallpa's und richteten durch den Mund des Dolmetſchers Felipillo ihren Auftrag aus, indem ſie das wiederholten,

was der Eroberer schon in Zaran dem Abgesandten des Inka's gesagt hatte. Der Herrscher von Tavantinsuyu hörte schweigend und ohne eine Miene zu verziehen die Botschaft. Nur einer der ihm zur Seite stehenden Würdenträger sagte, als die Spanier ihre Anrede vorgebracht hatten, lakonisch: „Es ist gut". Damit war aber den Boten noch nicht gedient und der Bruder Pizarro's nahm daher abermals das Wort und bat den Inka, selber mit ihnen zu sprechen und ihnen seinen Entschluß und Beschluß mitzutheilen. Nun ging — so hat uns Soto berichtet — ein flüchtiges Lächeln über die ernsten Züge Atahuallpa's und er ließ sich herab, zu sagen: „Meldet eurem Häuptlinge, daß ich dermalen Fasten halte, welche morgen zu Ende gehen. Dann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen besuchen. Derweil aber möge er in dem Staatsgebäude an dem öffentlichen Platze in der Stadt Quartier nehmen. Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen."

Soto, welcher einen Andalusier ritt, dessen Feuer die Strapazen des Andesüberganges nicht zu schwächen vermocht hatten, bemerkte, daß der Inka das schöne Thier, welches ihm wie ein Wunder vorkommen mußte, aufmerksam, aber ruhig betrachtete. Da ließ der Ritter dem Renner die Zügel schießen, beschrieb in vollem Laufe ein paar Kreise auf dem Wiesenplan vor dem Hofraume, kam dann pfeilschnell zurück und hielt sein Roß so plötzlich und so dicht vor Atahuallpa an, daß es sich auf die Hinterfüße setzte und den Schaum seines Gebisses umherspritzte. Der Inka behauptete auch hierbei seine würdevolle Fassung, aber etliche seiner Officiere wichen entsetzt zurück. Ihr Gebieter soll sie, wie die Spanier aussagten, um solcher Feigheit willen noch am Abend desselben Tages haben hinrichten lassen .....

„Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen" — hatte der Inka gesagt. Lag in dieser Aeußerung souveränen Machtbewußtseins eine Drohung? Sollte es etwa heißen: „Trotz alledem besitze ich die Mittel, euch Blassgesichter mitsammt eurem Blitz und Donner, mitsammt euren vier-

füßigen Schlangen zu erdrücken, ſobald es mir beliebt!"? Nahm es Pizarro ſo?

Wie er es nahm, weiß man nicht; daß er aber handelte, als hätte er es ſo genommen, weiß man. Kamen doch ſeine beiden Boten trotz des berauſchenden Chikatrankes, welcher ihnen auf Befehl Atahuallpa's durch ſchöne Odaliſken in großen Goldpokalen kredenzt worden war, mit ſehr gemiſchten Eindrücken aus dem Lager des Inka's nach Kaxamalka zurück. Was ſie da geſehen hatten und was ſie ihren Gefährten berichteten, imponirte den Spaniern nicht wenig, und als die Nacht gekommen war und die zahlloſen Lagerfeuer der peruaniſchen Krieger von den Berghalden herableuchteten — „ſo dicht wie die Sterne am Himmel", meldet uns einer der Augenzeugen — da ſank dieſem in tauſend Gefahren hartgegerbten „Heldengeſindel" der Muth.

Einer jedoch war darunter, dem blieb der Muth oben, Pizarro ſelbſt, welcher derweil ſeine Leute in dem großen kaſernenartigen Gebäude untergebracht hatte, das den Marktplatz der Stadt von drei Seiten einfaſſte. Dieſes Bauwerk beſtand eigentlich nur aus weiten Säulenhallen, welche ſich gegen den Platz hin aufthaten und dieſen zu einem geſchloſſenen Hofraume machten, indem die vierte Seite durch eine hohe, in der Mitte mit einem großen wohlbefeſtigten Thore verſehene Mauer abgeſchloſſen wurde. Die Beſchaffenheit ſeines Quartiers half zweifelsohne Pizarro's Plan mitbeſtimmen.

Denn der Mann hatte einen Plan, einen verzweifelten, auf Sieg oder Untergang geſtellten Plan, einen Plan, welcher mit ebenſo feſter Hand ausgeführt wurde, wie er mit feſtem Geiſte entworfen worden war. Nachdem er am Abend des 15. Novembers mittels einer ſeiner bündigen, von Energie ſchwellenden Anreden ſeiner ganzen Schar zu Gemüthe geführt hatte, daß es jetzo gälte, für den heiligen katholiſchen Glauben gegen die Heiden einen großen Schlag zu thun, der ſchlechterdings gethan werden müſſte, ſo ſie nicht alle ſchmählich zu Grunde gehen wollten, verſammelte

er seine Officiere zu einem Kriegsrathe, setzte ihnen klar und bestimmt auseinander, was er vorhätte, was morgen gethan und wie es gethan werden sollte und wies jedem seine Stelle und seine Rolle an. Dann entließ er sie, machte die Runde in dem ganzen Quartiere, prüfte die getroffenen Vertheidigungsanstalten, besichtigte die Wachtposten und legte sich endlich schlafen mit der Gefasstheit eines Mannes, welcher wusste, daß er morgen zu dieser Stunde der Herr von Peru oder aber todt sein würde.

6.

Aus wolkenlosem Himmelsblau blickte am Morgen des 16. Novembers von 1532 die Gottheit Peru's in stralender Majestät auf ihr Land herab. Sie sollte es an diesem Tage zum letztenmale in der Hand und Gewalt ihrer Kinder sehen.

Draußen im Lager des Inka's war frühzeitig große Regung und Bewegung. Aber frühzeitiger noch riefen Trompetenstöße die Spanier in ihrem Quartier aus dem Schlafe und unter die Waffen. Der Conquistador erschien gepanzert und in voller Waffentracht. Ebenso seine Officiere und seine sämmtlichen Gefährten bis zum letzten Soldaten herab. Ein reichliches Frühmahl wurde eingenommen. Dann celebrirte Pizarro's Feldpater an einem im Hofraume improvisirten Altar eine Messe und stimmte zum Schlusse das „Exsurge, Domine!“ an, in welches die ganze fromme Räuberbande höchst andächtig einstimmte. Hierauf ordnete der Führer, was noch zu ordnen war. Den Don Pedro de Kandia ließ er mit etlicher Mannschaft die zinnenbekrönte Mauer, in welcher die große Pforte eingelassen war, besetzen und hier wurde auch das „Geschütz“, das heißt die beiden kleinen Feldschlangen, aufgepflanzt. Innerhalb der um den Platz herlaufenden Säulenhalle stellte er auf dem

rechten und dem linken Flügel in zwei von ſeinem Bruder und De Soto befehligten Trupps ſeine Reiter auf, im Mittelflügel ſein Fußvolk, mit Ausnahme von zwanzig auserleſenen Leuten, die er unter ſeiner unmittelbaren Führung behielt. Sämmtliche Mannſchaften hatten den Befehl, gefechtsbereit zu ſein, und ihre Officiere erhielten die letzten Loſungen von dem General.

Der höchſte Einſatz war gemacht und die Schickſalswürfel rollten in der Urne, das heißt, der Conquiſtador ſtand auf dem Sprunge, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. Von ſeinem Rechte dazu war der Mann vollſtändig überzeugt. Dieſe Spanier des 16. Jahrhunderts nahmen den berühmten Satz, welchen nachmals der größte Denker des 17. Jahrhunderts theoretiſch aufſtellte, den Satz: „Jeder hat gerade ſoviel Recht, als er Macht hat“ — überall praktiſch vorweg.

Die Eroberer von Peru haben ſpäter, um ihr ſchnödes Spiel zu rechtfertigen, die Behauptung ausgehen laſſen, ſie hätten nur das Prävenire geſpielt, indem ſie dem Inka anthaten, was er ihnen anzuthun beabſichtigt hätte. Dieſen Vorwand zu widerlegen lohnt ſich nicht der Mühe. Es iſt ja nicht ein Schatten von Beweis dafür beigebracht worden. Thatſache dagegen iſt, daß Atahuallpa arglos und vertrauensvoll in die ihm geſtellte Falle ging. Er hatte offenbar gar keine Ahnung von dem wirklichen Charakter der blaſſgeſichtigen Fremdlinge. Er war gänzlich unvermögend, den Verrath ſich vorzuſtellen, welchen ſeine Gäſte gegen ihn im Schilde führten. Dies beweiſt zweierlei: die Superiorität der Spanier an Intelligenz und Thatkraft und die Superiorität der Peruaner an Moral. Seume's Hurone hätte hier mit vollem Rechte ſagen können: „Seht, wir Wilden ſind doch beſſ're Menſchen!“ Aber das hatte hier, wie überall, wenig oder nichts zu bedeuten. Die arme Moral, in der phyſiſchen Welt eine unbekannte Größe, iſt auch in der ſogenannten „moraliſchen“ nur das immer geſuchte, aber nie gefundene X. Die wahre und wirkliche Moral der Weltgeſchichte iſt bekanntlich der Erfolg, vor

welchem ja die Menschen in ihrer unergründlichen Niedertracht allzeit die Knie gebeugt haben. Aber — im Sinne Spinoza's zu sprechen — der Erfolg ist das Recht gerade so lange, bis ein anderer Erfolg noch rechtmäßiger, das heißt erfolgreicher über ihn kommt, ihn wegwischt und sich auf seinen Platz stellt. Das ist allerdings sehr „unmoralisch", aber es ist eine historische Wahrheit, ebenso evident und unwiderleglich wie irgendeine mathematische Wahrheit. . . .

Der Inka hatte morgens die Botschaft gesandt, das er den gestern angekündigten Besuch im Quartiere der Spanier in Wehr und Waffen an der Spitze seiner Krieger abstatten werde. Quer das! Aber es ließ sich doch nicht wohl etwas dagegen machen oder auch nur sagen. Wirklich meldeten die spanischen Vedetten bald, daß sich das peruanische Heer gesammelt und gegen die Stadt in Bewegung gesetzt habe. Aber — zu Pizarro's nicht kleiner Erleichterung — machte der Inka mit seiner Armee auf der großen Prairie vor der Stadt Halt und sandte die Meldung herein, er werde nur mit einem nicht gar großen und unbewaffneten Gefolge kommen.

Und so kam er nachmittags. Als die Procession — denn eine solche war es, nicht ein kriegerischer Zug — die Stadt betreten hatte und zu dem Quartiere der Spanier sich heranbewegte, erstaunten die Schildwachen über die bunte Pracht des etliche tausende zählenden kaiserlichen Hofstaates, dessen einzelne Abtheilungen in ganz weißen oder in weiß und roth gewürfelten Festkleidern einhergingen. Die Schar der Leibtrabanten war himmelblau gekleidet, sie trug reichen Goldschmuck und führte silberne Keulen. Sonst sah man keine Waffen. Die Mitglieder des Inka-Adels waren an ihren prächtigen, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrgehängen erkennbar. Inmitten des Gefolges schwebte über den Köpfen desselben die von Edelleuten getragene Sänfte des Inka's. Das Gestell war mit Goldplatten belegt und mit den glänzenden Federn tropischer Vögel verziert. Darauf ruhte der Thronsitz Atahuallpa's aus gediegenem Golde. Der Anzug des Herrschers blitzte

von Gold und Edelſteinen. Er hatte eine Halskette von herrlichen Smaragden angethan, in ſeinen Haaren waren koſtbare Steine befeſtigt und die Franſen der rothen Borla fielen über ſeine Stirne herab. Seine Haltung war würdevoll, ſein Blick ruhig. Die ſchon dicht über ihm hängende Verhängnißwolke warf nicht den leiſeſten Schatten auf ſeine Züge.

Wie die Augen der in den Säulenhallen lauernden ſpaniſchen Chriſten vor Begier gefunkelt haben mögen, als ſie beim Hereinſchwenken des Zuges auf den großen Hofraum alle dieſe heidniſche Pracht erblickten!

Spaniſcher Ausſage zufolge ordnete ſich die Menge des kaiſerlichen Geleites mit bewunderungswerther Raſchheit und Genauigkeit auf dem freien Platze, auf welchem zunächſt nicht ein Spanier zu ſehen war. In der Mitte des Hofes angelangt, machte Atahuallpa Halt, blickte ſuchend umher und fragte: „Wo ſind denn die Fremden?“

Als hätte er ein Stichwort geſagt, begann jetzt ſofort das Verrathſpiel, in welchem charakteriſtiſcher Weiſe ein Prieſter mit der „Expoſition“ betraut war. Als Dank und Lohn hat er nachmals den Biſchofsſtab von Kuzko erhalten.

Der Padre Vicente de Valverde, ein Dominikaner und Pizarro's Feldprediger, trat in ſeiner weißen Kutte vor, das Krucifix in der Rechten, das Brevier in der Linken, näherte ſich dem Thronſeſſel des Inka's und erklärte ihm unter Vermittelung Felipillo's, die Spanier ſeien nach Peru gekommen, um dieſes Land zum wahren Glauben zu bekehren. Und rüſtig ging der eifrige Mönch ſofort daran, das Bekehrungswerk an dem Inka ſelber vorzunehmen, und er hub an die ſchwierige Lehre von der chriſtlichen Dreieinigkeit, weiterhin die ebenfalls nicht ſo ganz leicht begreiflichen Dogmen vom Sündenfalle des Menſchen und von der Erlöſung durch Jeſus Chriſtus auseinanderzuſetzen. Hierauf ſprach er von des Heilands Kreuzigung, Tod, Auferſtehung und Himmelfahrt und wie der Apoſtel Petrus zum Statthalter Chriſti auf Erden beſtellt worden und wie die Nachfolger Petri, die Päpſte, die Obergewalt über den

ganzen Erdkreis besäßen. Dies alles war die solide Basis für des Mönches Schlußapostrophe, nämlich: „Der Papst hat dem Kaiser Karl dem Fünften den Auftrag ertheilt, die Bewohner der neuen Welt zu unterwerfen und zu bekehren. Zu diesem Zwecke sind wir da. Demnach kann der Inka von Peru nichts Besseres thun, als sich schleunigst zu dem ihm soeben vorgetragenen Christenthum zu bekehren und sich nebenbei als treugehorsamer Vasall seinem Oberherrn, besagtem Kaiser Karl, zu unterwerfen."

Bei diesem Vortrag des guten Padre mag dem armen Atahuallpa geworden sein, wie dem wohlbekannten Schüler in Göthe's Faust bei dem immerhin beträchtlich verständlicheren Vortrag Mephisto's wurde: dumm, sehr dumm. Indessen scheint der Inka, wenn auch nicht sämmtliche Prämissen des Dominikaners, doch aber die praktischen Schlußfolgerungen ganz gut begriffen zu haben. Man bemerkte, daß während der Predigt des Mönches die Züge des Herrschers von Peru mehr und mehr sich verfinsterten. Jetzt, nachdem der Padre ausgesalbt hatte, brach er los:

„Wie, ich, der ich größer als irgendein anderer Monarch, sollte einem Menschen mich unterwerfen? Nimmer! Und der, welchen ihr den Papst nennt, muß ein Wahnsinniger sein; denn wie könnte er sonst über Länder verfügen wollen, die ihm gar nicht gehören? Meine Religion aber, warum sollte ich sie mit einer anderen vertauschen? Ihr sagt, euer Gott sei von denselbigen Menschen, die er geschaffen habe, umgebracht worden. Nun wohl, mein Gott" — und dabei wies der Sprechende auf den abendlich-prächtig am Firmamente hinabsinkenden Sonnenball — „mein Gott lebt da droben und wirft segnende Blicke auf seine Kinder herab. Im übrigen, Fremdling, wer oder was gibt dir Berechtigung und Vollmacht, so, wie du gethan, zu mir, dem Herrscher dieses Landes, zu sprechen?"

Padre Vicente sah etwas verblüfft aus und wusste zur Antwort nur auf sein Brevier zu weisen. Der Inka nahm ihm, von seinem Thronstuhle sich herabbeugend, das Buch aus der Hand und schlug die Blätter um, als wolle

er darin eine Erklärung aller dieſer wunderlichen Dinge ſuchen. Als aber das Brevier ſtumm blieb, warf er es, plötzlich in Jähzorn ausbrechend, verächtlich zu Boden und rief dem Mönche zu:

„Sag' deinen Landsleuten, daß ich ſie für alles, was ſie in dieſem Lande gethan, zur Rechenſchaft ziehen werde.“

Ob Atahuallpa wirklich ſo drohend geſprochen hat? Wir beſitzen hierfür eben nur das ſehr zweifelhafte Zeugniß der Spanier. Freilich, die dem Inka widerfahrene Zumuthung war unverſchämt genug, auch einen weit weniger ſtolzen Mann mit Groll und Zorn zu erfüllen.

Der Mönch, ſeinerſeits über dieſen Ausgang ſeines Bekehrungsverſuches nicht wenig entrüſtet, raffte ſein Brevier auf, lief eilends in die Säulenhalle, wo Pizarro ſeinen Stand genommen hatte, und rief dem Conquiſtador zu:

„Seht Ihr denn nicht, daß ſich rings die Felder mit rothen Heiden füllen, während wir an dieſen hochmüthigen Hund Lunge und Zunge verſchwenden? Greift an! Greift an! Ich abſolvir' Euch.“

Alſo aus Prieſtermund der Verdienſtlichkeit ſeines Werkes verſichert, trat Pizarro aus der Halle auf den Platz und ſchwenkte ein weißes Tuch in die Luft.

Das war das Mordſignal. Alsbald wurden die beiden Feldſchlangen und ſoviel der Arkebuſen die Spanier hatten, abgefeuert; die Trompeten ertönten; die ganze Bande, Reiterei und Fußvolk, brach mit einmal aus den Hallen auf den Platz hervor und warf ſich von drei Seiten her mit dem nationalen Schlachtrufe „San Jago!“ wüthend auf die arg- und waffenloſen Peruaner.

Der Ueberfall gelang vollſtändig. Schrecken und Entſetzen fielen auf die überfallene Menſchenmenge, wie der Lämmergeier auf ein Mutterlamm fällt. Nichts von Widerſtand, nicht ein einziger Anlauf dazu. Alles, was die armen Menſchen wagten, war dieſes, daß ſie in dem angehobenen ſchrecklichen Gemetzel, welches bald den Platz mit Leichenhaufen bedeckte, die geheiligte Perſon ihres Inka's mit rührender Hingebung und edler Selbſtopferung zu

schützen suchten. Die peruanischen Edelleute drängten sich scharenweise den anstürmenden spanischen Reitern entgegen und boten, einen Wall um den Tragsessel Atahuallpa's bildend, die Brust den Mordschwertern dar. Wiederholt erneuerte sich dieser Wall. Umsonst! Reihe nach Reihe wurde von den mordmüthigen Spaniern niedergehauen — endlich auch die Sänfteträger; der Thronsessel stürzte zu Boden, der Inka mit ihm, und er wäre wohl erschlagen worden, so nicht Pizarro das Gewühle durchbrochen und sich nicht mit erhobenen Armen schützend vor Atahuallpa gestellt hätte.

Ein gefangener Inka galt zur Zeit dem Conquistador viel mehr als ein getödteter.

Nach also zuwegegebrachter Gefangennahme des Sonnensohnes hörte das Blutbad noch nicht auf. Es verbreitete sich in die Stadt und auf die Felder ringsum. Die Kunde, daß der Inka ein Gefangener der fremden Blassgesichter, vermehrte noch die Panik. Das ganze peruanische Heer zerstob in alle Winde. Tavantinsuyu war nur noch ein Mann, dem man das Haupt abgeschlagen hatte, ein langsam verblutender, willen- und regloser Rumpf.

Die Zählung der Erschlagenen schwankt zwischen zweitausend und zehntausend. Daß gar kein aktiver Widerstand geleistet worden, erhellt aus dieser Thatsache: kein Spanier hatte auch nur eine Ritze, geschweige eine Wunde davongetragen, mit Ausnahme des Generals, der, zum Schutze des zu Boden gestürzten Inka's herbeieilend, im Gedränge durch das Schwert eines seiner Miträuber leicht an der Hand verwundet worden war.

Atahuallpa setzte seinem furchtbaren Geschicke den Stoicismus seiner Rasse entgegen. Er fand sich, haben seine Verderber ausgesagt, sofort in seine neue Lage. In seinem Gebaren gegen seine Unterthanen stets die feierliche Würde eines stolzen und strengen Gebieters herauskehrend, sei er gegen die Spanier leutselig gewesen und habe sich sogar mitunter zu scherzhaften Aeußerungen herabgelassen. Am Abende des Bluttages mit Pizarro zu Tische

ſitzend, habe er ſeine Bewunderung der Geſchicklichkeit und Energie, womit die Spanier ſich ſeiner Perſon bemächtigt hätten, nicht verhohlen und habe geſchloſſen mit dem Reſignationsworte: „So geht es im Kriege zu, ſiegen oder beſiegt werden (que era uso de guerra vencer i ser vencido).“

7.

Selbſtverſtändlich unterließ der Conquiſtador nicht, dem dreieinigen Gotte und der Himmelskönigin Maria — den Schutzheiligen Spaniens, San-Jago, auch nicht zu vergeſſen — feierliche Dankgebete darzubringen. Hierauf richtete er ſich in Kaxamalka ganz als Sieger und Gebieter ein und ließ die Stadt, ſowie die Villa des gefangenen Inka's plündern. Die dort gemachte Beute an Edelſteinen — insbeſondere ſchöne Smaragde — Gold und Silber in Form prächtigen Tafelgeräthes reizte natürlich den Golddurſt der frommen Eroberer nur noch mehr. Inbetreff ſeines kaiſerlichen Gefangenen waren die Abſichten des Generals noch unbeſtimmt. Da er aber wahrnahm, was für ein koſtbares, die unbedingte Unterwürfigkeit der Peruaner verbürgendes Pfand in der Perſon Atahuallpa's ſich in ſeiner Gewalt befand, ſo gab er ſich Mühe, den Gefangenen vorerſt bei guter Laune zu erhalten. Soweit die Vorſchriften einer ſtrengen Bewachung es geſtatteten, durfte der Inka ſeinen Hofſtaat und ſein Harem bei ſich haben und in den Augen ſeiner Unterthanen wurde ſeine unumſchränkte Autorität durch ſeine Gefangenſchaft nicht im geringſten beeinträchtigt. Für die Peruaner war und blieb auch der gefangene Atahuallpa der abgöttiſch zu verehrende und verehrte Sonnenſohn. Hätte dieſer ihnen befohlen, den Spaniern bis zum äußerſten den Krieg zu machen, ſie würden zweifelsohne nicht gezaudert haben, Gut und Blut in dieſem Kampfe aufzuwenden. Allein ein ſolcher Befehl erging nicht an ſie,

maßen der Inka sehr wohl wusste, daß er sich mittels Ausgebung desselben das Todesurtheil sprechen würde.

Derweil Pizarro auf Verstärkungen von der Seeküste her wartete, gefiel er sich darin, er, dessen Herz von der Härte des unteren Mühlsteins war, gegenüber seinem Gefangenen den süßchristlichen Bekehrer zu spielen. Dabei wiederholte er fortwährend, er und seine Leute seien nur in dieses Land gekommen, um die heilige Religion Jesu Christi zu verkündigen, und es sei daher nur recht und billig, daß sie unter dem sichtbaren Schutze und Beistande Gottes, der allerseligsten Jungfrau und sämmtlicher Heiligen den Sieg davongetragen hätten. Der gefangene Inka schwieg zu dieser süßen Frömmigkeit. Er merkte ja unschwer, was dahinter steckte. War es ihm doch binnen kurzem klar geworden, daß seine Besieger alle die Götter und Göttinnen der christkatholischen Mythologie im Himmel mit großer Devotion verehrten, auf Erden aber nur *einen* Gott anbeteten, den Goldteufel. Bei dieser ihrer *thatsächlichen* Religion beschloß er sie zu fassen, indem er sich der Illusion hingab, mittels Stillung des spanischen Golddurstes seine Freiheit wieder zu erlangen. Dieser arme blinde Heide war so thöricht-ehrlich, Wort- und Vertragstreue auch bei den frommen Christen vorauszusetzen. Als ob Söhne der alleinseligmachenden Mutter in die schnöde Ketzerei verfallen dürften, Ketzern und Heiden wortzuhalten!

Eines Tages, als Pizarro mit mehreren seiner Officiere bei dem Inka war, nahm dieser das Wort und erbot sich, als Preis seiner Freilassung soviel Gold zu geben, daß der ganze Boden des Gemaches damit bedeckt werden könnte. Die Spanier nahmen das für Großsprecherei und sagten nichts dazu, lächelten aber ungläubig. Gereizt durch dieses Lächeln, stellte Atahuallpa sich auf die Zehen, erhob den Arm, bezeichnete mit der Hand eine Stelle an der Zimmerwand und sagte nachdrücklich: „So hoch, bis hierher will ich das Gemach mit Gold füllen, so ihr mich freigebt.“

Da hat der Goldteufel hellauf in den Spaniern gelacht. Man kann doch immerhin die Probe machen, ob das

Märchenhafte wahr und wirklich ſein könnte, dachte der Conquiſtador und erklärte, das Anerbieten des Inka's annehmen zu wollen. Sofort ließ er auch den von Atahuallpa vorgeſchlagenen Vertrag urkundlich aufſetzen.

Das Zimmer war nach der niedrigſten Angabe 22 Fuß lang und 17 Fuß breit — nach der höchſten 35 Fuß lang und 18 Fuß breit. Die mittels eines rothen Striches rings an den Wänden markirte Linie befand ſich 9 Fuß über dem Fußboden. Dieſer ganze Raum ſollte mit Gold ausgefüllt werden, doch müſſte daſſelbe nicht zu Barren geſchmolzen ſein, ſondern dürfte die Formen behalten, zu welchen es verarbeitet war. Der Inka ging auch noch die Verpflichtung ein, ein anſtoßendes, etwas kleineres Gelaß auf gleiche Weiſe mit Silber zu füllen und zwar zweimal. Binnen zwei Monaten ſollte dieſer ungeheure Gold- und Silberſchatz beigebracht ſein.

Und er ward auf- und beigebracht, nachdem der Inka ſeine Befehle hatte ins Land ausgehen laſſen. Von allen Seiten wurden ſchwere Laſten von Gold- und Silbergeräthen herbeigeſchleppt. Oft gingen an einem Tage ſolche im Werthe von vierzig- bis ſechzigtauſend Peſos de Oro (Goldthaler) ein. Von Kuzko allein kamen zweihundert Kargas (Laſten) Goldes. Muſſte doch der Korikancha in der Hauptſtadt eines Theiles ſeiner koloſſalen Reichthümer ſich entäußern, um das Löſegeld für den Sonnenſohn zu vervollſtändigen: ſiebenhundert Goldplatten wurden von dem Dache und den Wänden des Nationaltempels abgelöſt.

Zwiſchenhinein ſpielte eine tragiſche Epiſode. Der von ſeinem Bruder in einer Feſtung eingethürmte Prinz Huaſkar hatte die Kunde von dem, was in Kaxamalka geſchehen, vernommen. Es ſchien ihm dienlich, ſeine Freiheit, vielleicht gar die Inka-Borla wieder zu erlangen. Er wuſſte Mittel und Wege zu finden, an Pizarro eine Botſchaft gelangen zu laſſen, des Inhalts, er, Huaſkar, ſei erbötig, für ſeine Befreiung den Spaniern ein noch größeres Löſegeld zu bezahlen, als das ihnen von Atahuallpa gebotene; denn dieſer, welcher niemals in Kuzko gelebt

hätte, wüsste ja gar nicht was für Schätze die Hauptstadt bärge.

Der Conquistador erkannte sofort, daß sich aus dem Streithandel zwischen den beiden feindlichen Brüdern allerhand Vortheile ziehen ließen, und theilte seinem Gefangenen mit, er beabsichtigte, den Prinzen Huaskar nach Kaxamalka bringen zu lassen, um hier den Thronstreit zu untersuchen und zu entscheiden. Allein diesmal kam Atahuallpa ihm zuvor. In Vollstreckung insgeheim von dem Inka abgesandter Befehle wurde der arme Huaskar, der rechtmäßige Erbe von Peru, im Flusse Andamarka ertränkt. Pizarro empfand diesen Todesfall als den Verlust einer schweren Trumpfkarte im Spiele seiner Politik, allein sein Verdruß ward ihm versüßt durch den großen Glücksfall, daß sein Mitgründer Almagro zu Ende December von 1532 mit drei Schiffen an der Küste nahe bei San-Miguel landete und sodann Mitte Februars 1533 mit einer tüchtigen und wohlgerüsteten Verstärkungsmannschaft von hundertfünfzig Fußgängern und fünfzig Reitern in Kaxamalka einrückte.

Der gefangene Inka freilich konnte in den neuen Ankömmlingen nur zweihundert Land-, Leute- und Golderäuber mehr erblicken. Seine Stimmung verdüsterte sich überhaupt mehr und mehr. Ein Komet erschien am Himmel und einer der Wächter zeigte dem Gefangenen das Meteor. Er sah es lange an und sagte dann kummervoll: „Ein solcher Stern ist auch kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Kapak am Himmel aufgegangen."

Die Erfüllung der düsteren Ahnungen des brudermörderischen Gefangenen ließ nicht lange auf sich warten. Schon war die Nemesis hinter ihm her, aber wie so oft, gefiel es ihr auch diesmal, ein Verbrechen mittels eines andern zu bestrafen.

Pizarro's Bande vermochte die Gier, die ungeheuere Beute, welche sich tagtäglich vor ihren Augen mehr und mehr aufhäufte, unter sich zu theilen, nicht mehr länger zu bezähmen. Sie schrie laut nach Theilung und der Con-

quiſtador muſſte ſich herbeilaſſen, der „öffentlichen Meinung“, der „Volksſtimme=Gottesſtimme“ zu entſprechen. Eine Schar von peruaniſchen Gold= und Silberſchmieden wurde demnach befehligt, die Werke ihrer Kunſt zu zerſtören und alles das eingelieferte Geräthe von Edelmetall zu Barren zu ſchmelzen. Ausgenommen von dieſer Einſchmelzung wurden nur Gegenſtände von hunderttauſend Dukaten im Werthe, welche für die Krone Spanien beſtimmt waren und welche Pizarro's Bruder dem Kaiſer Karl überbringen ſollte. Es waren darunter wirkliche Kunſtwerke, beſonders ſchön geformte und zierlichſt ciſelirte Vaſen von reinſtem Golde, ſowie ein Springbrunnen, der aus ſilbernem Becken einen funkelnden Goldſtrahl in die Höhe trieb und an deſſen Rand aus Gold und Silber kunſtvoll geformte Vögel ſpielten. Nach monatelanger, Tag und Nacht währender Schmelzarbeit lag der Schatz, in Barren verwandelt, zur Theilung bereit, an Werth auf 1,326,539 Goldthaler geſchätzt, was in Berückſichtigung des weit höheren Goldwerthes von damals nach heutigem Geldwerthe mindeſtens 4 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Franken betragen würde. Da hierzu das Silber noch nicht gerechnet war, ſo darf wohl behauptet werden, daß eine ſolche Beute an Barſchaft zum zweitenmal nie und nirgends vorgekommen ſei. Der Hauptmann der Bande vergaß ſelbſtverſtändlich bei der Theilung ſich ſelber keineswegs: er empfing als ſeinen Antheil 57,222 Peſos de Oro, 2350 Mark Silber und den auf 25,000 Goldthaler geſchätzten Goldthron des Inka's. Die Officiere erhielten je nach Graden und Dienſtleiſtungen jeder bis zu 30,000 Goldthaler, von den Reitern durchſchnittlich jeder 8000 Goldthaler, von den Fußgängern jeder 4000.

Aber ſie ſchrieen nach mehr und verlangten nach Kuzko zu marſchiren, weil ſie von dem Goldreichthum der Hauptſtadt ganz fabelhafte Vorſtellungen ſich gebildet hatten. Pizarro war um ſo geneigter, den Marſch auf Kuzko anzutreten, als ihm längſt klar geworden war, daß nur der Beſitz der heiligen Stadt ihm die unbedingte Herrſchaft über ganz Peru geben und ſichern würde. Aber ſollte man

den gefangenen Inka mit dorthin schleppen? Was sollte man überhaupt mit dem Entthronten anfangen, der nachgerade ein recht unbequemer Gegenstand geworden war? Zumal Atahuallpa jetzt, nach Leistung seines Lösegeldes, auf die Erfüllung des Vertrages, das heißt auf seine Freilassung drang. Der arme Illusionär! Pizarro hätte nicht sein müssen, der er war, so ihm auch nur im Traume eingefallen wäre, in die Forderung seines Gefangenen zu willigen. Den Inka freilassen? Das hieß ja das ganze Peru-Geschäft wieder in Frage stellen. Nimmermehr! Aber dieser rothhäutige Heide ist doch eine sehr lästige Bürde, die wir nicht länger mit uns herumschleppen können. Zudem, solange der Inka am Leben, sind tausend Zufälle denkbar, daß er uns entwischte und wir sodann die ganze Eroberungsarbeit wieder von vorn anheben müssten. Summa: Die Todten beißen nicht und kommen nicht wieder.

Nun will aber bekanntlich alles seine Form, seine Farbe und seinen Firniß haben. Das Schlechteste, Böseste, Ruchloseste zumal ist häufig darauf versessen, sich recht anständig herauszuputzen. Kleider machen zwar keine Menschen, aber doch Leute. Lasst uns also, kalkulirten Pizarro und Komp., auf einen anständigen Vorwand sinnen, den Inka in aller Form abzuthun.

„Alles schon dagewesen.“ Wenn die Bonaparte, der vorgebliche Onkel wie der angebliche Neffe, komplottirten, so haben sie, wie jedermann weiß, immer ein erfabeltes, angeblich gegen die Sicherheit des Staates gerichtetes Komplott als eine spanische Wand vor ihr eigenes und wirkliches hingestellt. Diese Kunst prakticirte nun auch schon der Eroberer von Peru. Plötzlich rumorte es demzufolge unter den Spaniern: Wir sind von dem nahen Ausbruche einer großen, von dem gefangenen Inka heimlich angestifteten Verschwörung der Eingeborenen bedroht. Machen wir es kurz mit dem verrätherischen Heiden: zum Tode mit ihm!

Nicht verschwiegen darf werden, daß zur Erregung solchen Argwohns und Hasses gegen Atahuallpa ein Peruaner

ſehr viel beigetragen hat, das Philippchen, der Dolmetſch, ein boshaftes Kerlchen, welches von ſeiner Wichtigkeit ungeheuer aufgeblaſen war und ſich erfrecht hatte, mit einer der Haremsdamen des Inka's eine Liebſchaft anzuſpinnen. Als er mit ſeiner Schönen betroffen und die Sache dem gefangenen Sonnenſohn zu Ohren gebracht wurde, empfand es Atahuallpa als einen ungeheuren ihm angethanen Schimpf. Er beſchwerte ſich bitter bei dem Conquiſtador und äußerte: „Nach peruaniſchem Geſetze kann ein ſolcher Frevel nur durch den Tod des Verbrechers und ſeiner ganzen Familie geſühnt werden.“ Allein die Spanier ſahen dieſes Vorkommniß ſpaniſch und nicht peruaniſch an. Der Felipillo war ihnen unentbehrlich und außerdem, hm, warum etwas ſo tragiſch nehmen oder gar mit dem Tode beſtrafen wollen, was viele unter uns, die wir doch gute Chriſten ſind, ebenfalls gethan haben? . . . Der ganze Erfolg von Atahuallpa's Beſchwerde war alſo dieſer, daß das unentbehrliche Philippchen aus Rachſucht den Lügenbalg von Verſchwörung zu einem Ungeheuer aufblies, welches die Spanier ſammt und ſonders zu verſchlingen drohte.

Wie prächtig ſich das machte! Nun konnte man ſpaniſcherſeits die gekränkte Unſchuld, konnte man den Verrathenen, Gefährdeten, Bedrohten ſpielen, konnte man „von rechtswegen“ gegen den Inka vorgehen, konnte man das ſchamloſeſte Poſſenſpiel von Gerichtsprocedur in den anſtändigſten Formen in Scene gehen laſſen.

Und ſo that man. Die Räuberbande, welche dem Herrn von Peru Thron und Reich geſtohlen hatte, ſie ſtahl ihm nun auch das Leben. Ein förmlicher Kriminalproceß wurde gegen den unglücklichen Mann angeſtrengt. Die Anklageakte, ein Meiſterſtück von Stupidität und Frechheit, brachte zwölf Beſchuldigungen vor, unter andern dieſe: Der weiland Inka hat ein Harem gehabt, folglich iſt er des Ehebruches ſchuldig; er iſt ein notoriſcher Heide und Götzendiener; er hat auch noch nach der Ankunft der Spanier die Einkünfte des Landes verſchwendet. Als Hauptbezichtigungstrumpf wurde ſchließlich das Verſchwörungs-

phantom ausgespielt. Pizarro und Almagro saßen der Spottgeburt von Tribunal vor, welches den Angeklagten natürlich schuldig fand. Das Urtheil lautete: „Atahuallpa soll auf dem Marktplatze von Kaxamalka lebendig verbrannt werden." Ein Priester der „Religion der Liebe" sagte, damit das i sein Tüpfelchen erhielte, zu diesem grotesken Urtheile ja und Amen; denn Padre Valverde erklärte ausdrücklich, daß seines Erachtens der Inka „jedenfalls" den Tod verdient habe. Tröstlich ist es aber, zu hören, daß sich unter allen diesen frommen Barbaren doch etliche Menschen befunden haben; denn einige, freilich nur einige wenige Mitglieder des „Gerichtshofes" protestirten gegen das Urtheil und verwarfen das ganze Verfahren als unrechtmäßig und unzulässig. Natürlich hatte dieser Protest das Schicksal aller Minderheitsproteste. Der einzige wirkliche Gentleman in der Erobererbande, Hernando de Soto, war auf einem Streifzuge abwesend. Er hat nachmals den höchsten Unwillen über die Hinmordung Atahuallpa's geäußert.

Man quälte den verlorenen Mann dann auch noch mit Bekehrungszumuthungen und brachte ihn dazu, sich taufen zu lassen, als er schon auf den Scheiterhaufen geschleppt und an den Todespfahl gebunden war. Man brachte ihn dazu mittels des Versprechens, daß er, so er sich noch im Handumdrehen „bekehrte", nicht lebendig verbrannt, sondern nur mittels der „Garrotte" erdrosselt und nachmals eingeäschert werden sollte.

Das geschah denn am 29. August von 1533 auf dem Platze von Kaxamalka und so starb auf Anordnung eines weiland spanischen Schweinehirten der letzte Inka von Peru, der letzte Sonnensohn.

Er ist bei seinem Tode etwa dreißig Jahre alt gewesen, ein Mann von schöner Gestalt, ausdrucksvollen Zügen und gebieterischer Haltung. Die Spanier haben ihn aus begreiflichen Gründen als eine Art Teufel verschrieen. Doch gab es später mehrere, die anerkannten, daß Atahuallpa gescheid, kühn, tapfer, edelherzig und frei-

gebig geweſen ſei. Gewiß iſt, daß er geliebt worden: nach ſeiner Ermordung gaben ſich mehrere ſeiner Frauen den Tod, um, wie ſie hofften, ihre Seelen mit der ihres geliebten Herrn in der Sonne zu vereinigen.

Am 15. November von 1533 zog der Conquiſtador in Kuzko ein und jetzt ſchien die Eroberung von ganz Peru eine vollendete Thatſache zu ſein. In der Hauptſtadt machten die Spanier abermals eine ungeheure Beute, ſodaß bei der Theilung jedem Reiter 6000, jedem Fußgänger 3000 Goldthaler zufielen. Dem Reitersmann Mancio Serra wurde als ſein Antheil das große, ſchön gearbeitete, maſſiv goldene Bild der Sonne zugetheilt, welches im Korikancha über dem Opferaltar aufgehangen geweſen war. Er verſpielte es in einer Nacht, woher das ſpaniſche Sprichwort: „Juega el sol antes que amanezca“ (die Sonne verſpielen, bevor ſie aufgegangen).

Symboliſirt dieſe Spielgeſchichte nicht ſo zu ſagen die geſammte Geſchichte der ſpaniſchen Conquiſta in der Neuen Welt? War dieſe Conquiſta nicht von A bis Z ein verwegenes, leidenſchaftliches Hazardſpiel? Und dennoch, wie ſehr man vom Standpunkte der Moral aus die ganze transatlantiſche Koloniſationsweiſe der Spanier in Amerika verurtheilen mag und muß, gebührt derſelben die laute Anerkennung, daß ſie ein kulturgeſchichtliches Motiv von unberechenbarer Triebkraft und Wirkſamkeit geweſen iſt. Die Weltgeſchichte arbeitet ja nicht mit Moral, ſondern mit Nothwendigkeiten und Intereſſen. Dieſe werden durch die menſchlichen Leidenſchaften, und zwar durch die böſen wie durch die guten, flüſſig und für die große, das Daſein der Menſchheit beſeelende Entwickelungsidee nutzbar gemacht. Es iſt ſo eine geſchichtegeſetzliche Nothwendigkeit geweſen, daß Amerika gefunden, erobert, beſiedelt und die eingeborene Bewohnerſchaft unterjocht und geradezu ausgerottet werden muſſte, damit der Europäismus ſeine Kulturherrſchaft über den Erdball antreten und feſtſtellen könnte. Da half und hilft kein ſentimentales Mitleid mit dem „Letzten der Mohikaner“. Schon jetzt läſſt ſich mit ſo zu ſagen mathematiſcher

Bestimmtheit voraussehen, wann die rothhäutige Rasse ein von der Weltgeschichte gänzlich verarbeiteter und beseitigter Völkerstoff sein wird.

Die Frevel und Gräuel der spanischen Eroberung von Mittel- und Südamerika häufen sich zu einem Berge, welcher den Orizaba, den Popokatepetl, den Chimborasso überragt. Ganz recht. Aber es war doch diese spanische Kolonisationsweise, dieser grausame „Raubbau", welche und welcher es ermöglichten, jenen gewaltigen Strom von Edelmetallen nach Europa hinüberzuleiten, der zweifelsohne eine der bedeutsamsten volkswirthschaftlichen Revolutionen zuwegebrachte. Denn dieses rasche und massenhafte Zuströmen von Gold und Silber vermehrte höchst beträchtlich das europäische Kapital, welches fortan der Landwirthschaft, der gewerblichen Hervorbringung und der Handelsthätigkeit eine bislang nicht einmal geahnte Regsamkeit, Vielseitigkeit und Ausbreitung zu verleihen vermochte. Wie aber das dem Ansehen, der Geltung und Macht des Bürgerthums, also dem eigentlichen Kulturträger der Neuzeit zu gute kommen musste, ist klar. Es fällt auch auf und sieht sehr einem welthistorisch-mephistopheliſchen Sarkasmus gleich, daß die „ritterlichen", von den Anschauungen und Stimmungen der mittelalterlich-feudalen Welt ganz erfüllten Spanier mittels ihrer Conquista in der angedeuteten Weise den Ruin des Feudalismus mitherbeiführen mussten.

Doch auch die Herren Moralisten sollen am Ende dieser Historie nicht ganz leer ausgehen. Bleibt ihnen doch der süße Trost, derselben als Nutzanwendung den Wahrspruch des unglücklichen russischen Dichters Relejew: „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!" anhängen zu können. In Wahrheit, die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Sünden sind schwer auf Spanien zurückgefallen. Denn für dieses Land sind die blendenden, die märchenhaften Erfolge seiner Söhne in Amerika mit der Zeit zweifelsohne zu großem Unheil ausgeschlagen. Das kam daher, daß Spanien, im Besitze unermeßlicher Länderstrecken jenseits des Oceans, im Besitze der Goldlager

Peru's und der Silbergruben Mexiko's, das moderne Evangelium der Arbeit nicht vernehmen wollte und nicht zu bedürfen glaubte.

Auch auf die Conquiſtadoren ſelbſt iſt die Vergeltung ſchwer gefallen. Am ſchwerſten auf die von Peru. Sie haben ſich in mörderiſchen Händeln gegenſeitig aufgerieben. Faſt alle vorragenden Theilhaber an dem Unternehmen gegen das Inka-Reich ſind eines gewaltſamen Todes geſtorben. So auch der zum Marques erhobene Statthalter Franciſko Pizarro ſelbſt. Am 26. Juni von 1541 iſt er von einer Rotte zu ſeinem Verderben verſchworener Spanier in ſeinem Palaſt in der von ihm 1535 gegründeten Stadt Lima überfallen und niedergemacht worden.

Mitten durch das rothe Meer, durch ein Blutmeer geht der ewige Leidens- und Triumphzug der Menſchheit. Vorwärts!!!

Der weiße Teufel [1]).

Das Ewig-Weibliche ....
Göthe.

1.

Vom Fra Felice.

Der bekannte Satz, durch den Katholicismus gehe ein demokratiſcher Zug, enthält eine Wahrheit, welche aber wie noch viele andere ſogenannte Wahrheiten cum grano salis zu nehmen iſt. Nimmt man ſie ſo, wird man nicht anſtehen, einen gewiſſen Demokratismus der katholiſchen Kirche

---

1) Dieſer Titel iſt dem Trauerſpiel entlehnt, welches John Webſter, ein Zeitgenoſſe Shakſpeare's, verfaſſt hat und das zu London i. J. 1612 gedruckt worden iſt mit dieſem Titelblatt: „The White Devil, or the Tragedy of Paolo Ursini, Duke of Brachiano, with the Life and Death of Vittoria Corombona". Wie dieſe alten engliſchen Dramatiker mit der Geſchichte umſprangen, geht ſchon aus dem Zuſatz zum Namen Vittoria's hervor: „The famous Venetian Curtizan". In Wahrheit war die Heldin von Webſters Trauerſpiel, Vittoria Accorombona, die ſchönſte Italerin ihrer Zeit, die Tochter des Signor Accoromboni, eines umbriſchen Edelmanns, und der Donna Tarquinia Paluzzi degli Albertoni, einer römiſchen Edelfrau, und ſie war, wie wir genauer erfahren werden, in erſter Ehe verheiratet an Franceſco, einen Neffen des Kardinals Montalto, wie Felice Peretti hieß, bevor er Sixtus der Fünfte wurde.

zuzuerkennen und denſelben namentlich in zwei Thatſachen ausgeprägt zu finden. Die erſte iſt, daß die Kirche ſich allzeit davor gehütet hat, die Fühlung mit dem Volke, mit den Maſſen, zu verlieren. Die zweite, daß jeder Mönch die päpſtliche Tiare in der Kapuze trug, obzwar nicht eben viele das glänzende Ding daraus hervorzulangen verſtanden, — gerade ſo, wie auch nicht viele napoleoniſche Soldaten den Marſchallsſtab, welchen ſie ja ebenfalls alle im Torniſter trugen, aus demſelben hervorzuziehen vermochten. Immerhin war es ein großer Gedanke, die Ariſtokratie des Geiſtes der feudalen Ariſtokratie der Geburt entgegenzuſtellen, und dieſen Gedanken hat die katholiſche Kirche verkündigt, wenn ſie auch, wie es eben in dieſer unſerer nicht ganz vollkommenen Welt zu gehen pflegt, nicht regelmäßig, ſondern nur ausnahmsweiſe ihre Theorie zur Praxis zu machen wußte.

Der Mönch, von welchem hier die Rede ſein ſoll, verſtand es, die dreifache Krone aus ſeiner Kapuze zu langen und dieſelbe feſt auf ſein tonſurirtes Haupt zu ſetzen.

In Grottamare, einem ſüdlich von Ancona auf einem Vorſprung der Apenninen, gelegenen Bergſtädtchen, wurde dem Kleinbauer Piergentile Peretti von ſeiner Ehefrau am 13. December 1521 ein Knabe geboren, dem er in der Taufe den bedeutungsvollen Namen Felix geben ließ. Denn, ſo will die Sixtus-Legende, der Vater hatte geträumt, er würde einen Papſt zeugen, und im feſten Glauben an die Verwirklichung dieſes Traumes nannte er ſeinen Sohn den „Glücklichen“. Vorderhand ging der kleine Felice, ſobald er überhaupt gehen konnte, bei Beſorgung der Citronen- und Orangenbäume im Hausgarten dem Vater an die Hand, trieb auch gemeinſam mit ſeinem Schweſterlein Camilla die Schweine, welche der väterlichen Kleinwirthſchaft ſehr gut zu ſtatten kamen, zur Weide. Darum haben ſpäter die Feinde des Papſtes über ihn geſpottet, als über den geweſenen „Schweinehirten“; aber ſie thaten es nur flüſternd. Im Minoritenkloſter Montalto, unfern von Grottamare auf

hoher Bergkuppe gelegen, lebte dem Knaben ein Ohm von väterlicher Seite, Fra Salvatore, bekannt und geachtet in seinem Orden. Der nahm den neunjährigen Neffen zu sich und zwölfjährig that Felice als Novize die Kutte des heiligen Franciskus an. Noch jung an Jahren war Fra Felice, nach in verschiedenen Konventen seines Ordens glanzvoll betriebenen Studien und nachdem er in Siena die Priesterweihe, in Ferrara den Doktorhut empfangen, schon ein berühmter Kanzelredner. Im Jahre 1552 hielt er in der Apostelkirche zu Rom die Fastenpredigten. Die Herren und Damen der römischen Aristokratie, die Botschafter bei der Kurie, Kardinäle und Inquisitoren waren seine Zuhörer. Aber der berühmteste derselben war ohne Frage Don Inigo de Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu.

Fra Felice's Predigermund schleuderte Blitze und sprach Donnerschläge. Der Bauerssohn in der Kutte wußte nicht, was Menschenfurcht. Mit äußerster Kühnheit strafte er die Laster der Vornehmen und Mächtigen, der Fürsten und Könige, und zwar mit Namensnennung. Denn in dem genialen Fra brannte und loderte jene Eifersglut, welche mehr oder weniger energisch alle die Träger der großen katholischen Gegenreformation des 16. Jahrhunderts beseelte und in der Organisation der „Societas Jesu" seinen durchdachtesten, meisterlichsten und wirksamsten Ausdruck fand. Auf den leichtfertigen und rauschenden Karneval, welcher das Rom der Renaissance-Päpste durchlärmt hatte, folgte die Aschermittwochszeit der aus den Reihen der „Zelanti" genommenen Statthalter Christi, welche eine strengere Sittenzucht, wie eine strammste Disciplin, im ganzen Umfange der Hierarchie wieder einführten und das katholische Dogma auf die Koncilsbeschlüsse von Trient als auf eine unnahbare Basis von Granit stellten. So im Innern neu gekräftigt, straff einheitlich, begann der Katholicismus seinen großen, von seinem Generalstabe, dem Jesuitenorden, ebenso geschickt geleiteten, als unerbittlich durchgeführten Feldzug gegen den schon in gemeine Verpfaffung verfallenen, dabei zerklüfteten, in mancherlei Konfessionen, Sekten und Sektlein

aufgelöſ'ten Proteſtantismus. Es war ein Krieg der organiſirten, planmäßig und folgerichtig handelnden Autorität mit der zerfahrenen, eigenſüchtig und kleinmeiſterlich ſchwatzenden und zankenden Anarchie. Hielt ſich doch jeder jammerſälige Prädikant auch für einen unfehlbaren Papſt. Der Ausgang des Kampfes konnte alſo nicht zweifelhaft ſein. Der Proteſtantismus wurde auf dem Feſtlande von Europa überall zurückgedrängt. Große Provinzen, ja ganze Länder, welche er erobert hatte und zu beſitzen wähnte, wurden ihm wieder abgenommen und er ſah ſich fortan auf die Vertheidigung beſchränkt. Seine Angriffskraft und Ausbreitungsſtärke hatte er ja, genau angeſehen, ſchon eingebüßt an dem Tage, wo Luther die Reformation aus einer großen Volksſache zu einer kleinen Fürſtenſache gemacht. Der Kalvinismus konnte ſich wenigſtens rühmen, den Keim weiterer weltgeſchichtlicher Entwicklungen in ſich getragen, den engliſch-ſchottiſchen Puritanismus gezeugt zu haben, den Vater der angelſächſiſch-transatlantiſchen Demokratie. Das Lutherthum dagegen, noch heute, wie von jeher, ohne politiſchen Sinn und Verſtand, noch heute, wie von jeher, demüthig nach oben und hochmüthig nach unten, war und blieb unfruchtbar und wurde innerlich zur dogmatiſchen Verſteinerung, äußerlich zur Polizeikirche, welcher der fürſtliche Abſolutismus ſich bediente wie ſeiner übrigen polizeilichen Apparate. Gegenüber einer ſolchen Kirche von Fürſtengnaden durfte ſich der reſtaurirte und ſiegreiche Katholicismus, ſeiner Selbſtherrlichkeit froh, wohl eine Kirche von Gottesgnaden nennen. Das Geheimniß des „Zauberers von Rom" war von jeher und iſt noch, daß er ſich nicht an die Vernunft der Menſchen, alſo an etwas, was in 99 Fällen von 100 gar nicht vorhanden, wandte und wendet, ſondern vielmehr an die Phantaſie und an das Gemüth, an den menſchlichen Illuſionenhunger und Täuſchungendurſt, an die mächtigen Inſtinkte der Furcht und der Hoffnung. Das war und iſt der wirkliche „Fels Petri" und, unentweglich auf dem Felſen ſitzend, war und iſt die katholiſche Kirche eine ſelbſtherrliche Macht, eine Großmacht, welche, des unbedingten

Gehorsams von Millionen und wieder Millionen sklavisch ergebener Unterthanen sicher, noch lange, lange ihr „Non possumus!“ allen neuzeitlichen Lehren und Strebungen mit Erfolg entgegenstellen wird [1]). Das Lutherthum dagegen hat es nicht weiter gebracht als zu seinem altherkömmlichen Polizeikirchenthum. Lässt der Staat diese Kirche heute fallen, so wird schon morgen der längst begonnenen inneren Auflösung die äußere Zerbröckelung folgen. Die moderne Kultur ist ihr ja entschieden feindselig, den Wissenden also ist sie entweder gleichgiltig oder widerwärtig und der Phantasie, der sinnlichen Anschauungsweise, der Täuschungs- und Trostbedürftigkeit der Massen hat sie nichts zu bieten. Der „Fels Petri“ wird also zweifelsohne die „Augsburger Konfession“ lange überdauern. Aber auch e r wird dereinst in den rastlos rollenden Strom von Werden und Vergehen versinken und der christliche Olymp wird dannzumal gerade so leer und öde stehen wie jetzt der hellenische. Ob dann die Erinnerung an die christlichen Götter in Kunst und Poesie, so lange vorhalten wird, wie die Erinnerung an die griechischen vorgehalten hat, wer weiß es? . . . .

Von jenen römischen Fastenpredigten im Jahre 1552 an stand Fra Felice als ein weithin scheinendes Kirchenlicht auf dem Leuchter. Drei Kardinäle, Carpi, Caraffa (nachmals Papst Paul der Vierte) und Ghislieri (später Papst Pius der Fünfte) bewunderten und begünstigten den gelehrten und beredsamen Eiferer. Mit der Durchführung von Reformen in Klöstern seines Ordens betraut, that er mit Strenge und ungeschreckt durch die mancherlei ihm bereiteten Hindernisse und Widerwärtigkeiten seine Schuldig-

1) Das hat die preußische Regierung, d. h. Fürst Bismarck, in der Zeit von 1873 bis 1881 sattsam zu erfahren gehabt. Schließlich tröstete er sich darüber mit dem bekannten Sprichwort: „Der Klügere gibt nach“ — und es erfolgte im Sommer von 1881 der Gang nach Kanossa, nicht doch! nur der Rückzug aus dem Kulturkampf. Einer der Vorgänger Bismarcks hätte da wiederum sein Sprüchlein: „Der Starke weicht muthig zurück“ — anbringen können. Der alte Horaz aber würde vielleicht seinen Vers von der „parmula non bene relicta“ citirt haben.

keit in Siena, Neapel und Venedig. Nach Rom zurückberufen, wurde er zum Profeſſor an der Sapienza ernannt, dann zum Conſultor der Inquiſition, zum Generalprokurator des „Heiligen Offiz", zum Generalvikar ſeines Ordens. Eine Sendung nach Spanien im Gefolge des Kardinallegaten Buoncampagni, welchem der Frate als „Theologe" beigegeben war, ſchlug nicht gut aus. Der Kardinal war hochmüthig und herriſch, der Frate harſch und herb. Das that nicht gut mitſammen. Der Kardinal wurde aber früher Papſt als der Frate und ließ dann dieſen die unliebſamen Erinnerungen an die ſpaniſche Reiſe entgelten. Vorerſt jedoch hatte Fra Felice noch guten Grund, an die glückliche Vorbedeutung ſeines Namens zu glauben. Denn aus Spanien zurückgekommen, fand er ſeinen Freund und Gönner Ghiſlieri als fünften Pius auf dem päpſtlichen Stuhl und der neue Papſt machte ihn unverweilt zum Biſchof von Santa Agata, dann zum Biſchof von Fermo. Vier Jahre darauf erhob er den Biſchof zum Kardinal und ſorgte auch für die wirthſchaftliche Ausſtattung des neuen Purpurträgers, obzwar keineswegs verſchwenderiſch.

Dem auf recht beſcheiden-bürgerlichem Fuß in einem kleinen Hauſe der Via Papale eingerichteten und geführten Haushalt des Kardinals Montalto, welchen Namen Felice Peretti jetzt trug, ſtand ſeine Schweſter Camilla vor, eine gute und kluge, auch reſolute Frau. Sie war daheim an einen Bauer, Mignucci geheißen, verheiratet geweſen und nach dem Ableben deſſelben hatte ihr Bruder, noch bevor er zu hohen Kirchenwürden gelangt war, die Witwe mit ihren beiden Kindern Franceſco und Maria nach Rom kommen laſſen. Seine Nichte Maria hatte ſich mit dem römiſchen Nobile Fabio Damaſceni vermählt und dieſem zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Zur Zeit von Montalto's Kardinalat wohnte die ganze Familie, Bruder und Schweſter, Neffe und Nichte, Großneffen und Großnichten, in den beſchränkten Räumen des Hauſes in der Via Papale friedſam beiſammen.

Mit dieſem Frieden war es aus und vorbei von dem

Tag an, wo das Weib daselbst einzog, welches der englische Dichter den weißen Teufel genannt hat, als wollte er damit sowohl die Schönheit als auch die Dämonischkeit der also Benamseten kennzeichnen.

2.

Von weißen Teufeleien, Verrath und Mord.

Der rothe Hut schien die letzte Gabe gewesen zu sein, welche das Glück dem Bauerssohn von Grottamare gewähren wollte. Denn mit dem Einzuge des Kardinals Buoncampagni als Papst Gregor der Dreizehnte in den Vatikan (1572) hatte die Gunst und das Ansehen, welche Montalto bei der Kurie genossen, ein Ende. Sein alter Gegner von der spanischen Reise her schloß ihn von allen Geschäften aus, so daß sein Kardinalat jetzt nur noch eine ceremonielle Bedeutung hatte. Montalto fand sich mit philosophischer Resignation darein. Wenigstens gab er sich so. Was er über die neue „Heiligkeit" im Vatikan, über seine lieben Kollegen, die Purpurhüteträger, über die Zeit und die Menschen überhaupt dachte, ist unschwer zu errathen. Er zog sich auf sich selbst und in seine Familie zurück, lebte sehr ungesellig in seinem Haus in der Via Papale, umgab sich mit Büchern, studirte eifrig die Kirchenväter, trieb Kunststudien und ließ sich durch den Maurergesellen Domenico Fontana, aus welchem nachmals ein berühmter Baumeister geworden ist, in der Thalsenkung des Esquilin eine bescheidene Villa erbauen. In der dieselbe umgebenden Gartenanlage grub er Beete um und pflanzte er Bäume. Man hätte den in Ungnade gefallenen und vereinsamten Kardinal vielleicht vergessen, wenn nicht von Zeit zu Zeit kaustische Witzworte und beißende Sarkasmen, welche er über den

Papſt, deſſen Günſtlinge und die ganze Wirthſchaft im Vatikan losgelaſſen, von Mund zu Mund gegangen wären und nachdruckſam genug die Leute an ihn erinnert hätten. Daß der Verbitterte ſolche Bosheiten ausgehen ließ, würde beweiſen, daß er dazumal jeder Hoffnung auf die Erfüllung ehrgeiziger Träume oder vielmehr des einen Traumes, des Tiaretraumes, entſagt gehabt, ſo man nicht wüßte, daß ein rechter Witzeſchöpfer und Sarkaſtiker, und wäre er auch ein Kardinal, lieber ſeine Zungenſpitze abbeißen als eine auf derſelben prickelnde Bosheit nicht herausſchnellen wollte. In der Achtung, ja ſogar in der Furcht ſeiner Miteminenzen erhielt ſich demzufolge Felice Peretti, aber von Zuneigung zu ihm war keine Rede und ſo ſchien ſein Schickſal beſiegelt.

Das Pontifikat des dreizehnten Gregor war wieder einmal eine richtige Glanz-, d. h. Schmachperiode der weltbekannten päpſtlichen Mißregierung. Das Banditenweſen, zu jeder Zeit ein Schandfleck Italiens im allgemeinen und des Kirchenſtaates im beſonderen, ſtand im üppigſten Flor, bot dem ungeſchickten und ſchlaffen Prieſterregiment offenen Trotz und Hohn, lähmte die ganze Verwaltung und machte die Rechtspflege zu einem Spott. Der römiſche Adel ſtand mit dem Brigantaggio nicht nur auf du und du, ſondern vielmehr geradezu an der Spitze deſſelben. Die Palazzi der Nobili in den Städten, ihre Thürme und Kaſtelle in der Campagna, in den Provinzen waren die ſicherſten Zufluchtsorte für die Banditen, denen ja auch Kirchen und Klöſter ſtets bereitwillig geöffnete und unantaſtbare Freiſtätten boten. Die Häupter der größten Familien der römiſchen Ariſtokratie, der Orſini, Colonna, Maſſimi, Savelli und anderer, hielten ſolche Banden von Räubern und Mördern in ihrem Schutz und Sold und waren demnach, beim Lichte betrachtet, ſelber Banditenhauptleute, welchen gegenüber Recht und Geſetz nur Worte von leerem Schall. Bei ſo bewandten Umſtänden war der rechte Name des päpſtlichen Regimentes Anarchie, die man ſchließlich gewohnheitsmäßig hinnahm als etwas Unausweichliches. Man

konnte auch das Uebel, weil es sich bis in das Mark des Volkes eingefressen, für unausrottbar halten, bis Einer kam, welcher das Gegentheil bewies und, wenigstens für die Dauer seiner Lebenszeit, das Unerhörte, man möchte fast sagen das Unmögliche zuwegebrachte, d. h. Rom und den Kirchenstaat von Räubern und Mördern säuberte.

Während Montalto studirte, baute, grub und pflanzte, auch gelegentlich eine Witzrakete steigen ließ, als zum Zeichen, daß er auch noch da wäre, war unweit vom Sankt Peter in einem auf der Piazza Rusticuci gelegenen Palazzetto dem Don Claudio Accoromboni und der Donna Tarquinia, seiner Frau, ihre Tochter Vittoria zu einer Jungfrau herangewachsen, welche in einem Körper von klassischer Formenschönheit einen hochgebildeten Geist trug. Man rühmte der jungen Dame nach, daß sie an Umfang und Fülle des Wissens mit einer andern Vittoria, mit ihrer Landsmännin, und älteren Zeitgenossin, der gefeiertsten Italerin der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit jener Vittoria Colonna sich messen könnte, welcher Ariost im 37. Canto seines großen Gedichtes ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Auch Vittoria Accorombona wurde in ihrer Jugend von Poeten feiernd angesungen, als mit den seltensten Gaben überreich ausgestattet, als von einer Holdseligkeit der Gestalt, der Züge, der Sprache, des Gebarens, daß der von ihr ausgehende Zauber ein geradezu unwiderstehlicher. Und das mußte so sein, nicht allein im Gedichte, sondern auch in der Wirklichkeit. Jeder, der sich ihr näherte, fühlte willig oder widerwillig die Magie ihrer wunderbaren Schönheit, ihres Blickes, ihrer Rede. Selbst der Greis im Kardinalpurpur, der strenge Zelante Montalto, hat diesem Zauber nicht sich zu entziehen vermocht. Wie schweres Leid auch die weiße Teufelin ihm angethan, er konnte der, wir wollen sagen, väterlichen Zuneigung, welche er für sie hegte, nie ganz sich entschlagen. Im übrigen wurde die junge Schöne nicht nur bedichtet, sondern sie dichtete auch selber, d. h. sie vermochte ihren Empfindungen oder auch Anempfindungen in den künstlichen Reimverschlingungen von

Sonetten und Terzetten mehr oder weniger gelungenen Ausdruck zu geben [1]).

Das Dämoniſche, welches in der Seele des liebreizenden Geſchöpfes ſchlummerte, mußte frühzeitig geweckt werden durch die thörichte Eitelkeit einer Mutter, welche der Ueberzeugung war, für das Juwel von Tochter wäre die allerköſtlichſte Faſſung gerade nur gut genug. Der hochmüthige Ehrgeiz der Mutter wollte mit der „göttlichen" Vittoria ſo hoch hinaus oder hinauf, als möglich, und ſittliche Bedenken kannte Donna Tarquinia nicht. Sie hatte alſo gar nichts dagegen, im Gegentheil, es war ihr ganz genehm, daß aus dem dichten Schwarme von Anbetern und Bewerbern, welcher in dem Hauſe an der Piazza Ruſticuci ein- und ausſtrömte — auch ein Kardinal, Farneſe, war darunter — mit wuchtigem Schritt einer hervortrat, welcher einer der größten Herren Roms war, ja vielleicht nach dem Papſte der allergrößte, ein richtiger Granſignore nach italiſchem Schnitt von dazumal, das Haupt des orſiniſchen Hauſes, Don Paolo Giordano Orſini, Duca di Bracciano, Herr vieler Paläſte und Burgen, ein Großgrundbeſitzer, deſſen Güter die für jene Zeit koloſſale Jahresrente von 30,000 Thalern lieferten, einflußreich an fürſtlichen und königlichen Höfen durch Verwandtſchaft und Verbindungen, mächtig und gefürchtet um ſeines Reichthums, um ſeiner zahlreichen Banditen, um ſeiner ſkrupelloſen Entſchloſſenheit und Ruchloſigkeit willen.

Der Ruf des Herzogs war der ſchlechteſte und er hatte denſelben vollauf verdient. Er galt für einen Böſewicht und war einer. Es war kein bloßes Gerücht, daß er ſeine erſte Frau, die Prinzeſſin Iſabella dei Medici, eine Schweſter des Großherzogs von Toſkana, umgebracht hätte. Er hatte

---

1) Sie that das unter dem Namen Virginia, der freilich viel weniger für ſie paſſte als ihr wirklicher. Ueber ihre Dichterei vgl. Quadrio, Storia d'ogni poesia, t. II. Quadrio hat Handſchriften von Vittoria's dichteriſchen Verſuchen in der Ambroſiana zu Mailand aufgefunden.

es gethan. In einem einsamen Waldschlosse, das im Thale des Arno gelegen, war die Unglückliche gemordet worden (1576), von ihres Gatten eigenen Händen erwürgt, wie jetzt wohl zweifellos feststeht. Aber so groß war der Schein seiner Macht und so wesenhaft die Furcht, welche er einflößte, daß die Brüder der ermordeten Isabella, der Großherzog und der Kardinal Medici, nicht nur keinen Versuch machten, dem Mörder ihrer Schwester Rechenschaft abzuverlangen, sondern nach wie vor mit demselben im besten Einvernehmen standen. Die urtheilslose Menge hegte wohl ein dunkles Gefühl der Angst vor dem großen Herrn, der gewohnt war, seine Leidenschaften und sein Belieben über göttliche und menschliche Gesetze zu stellen. Allein das gehörte ja im damaligen Italien und insbesondere im Kirchenstaat zum guten Ton, wie Raub, Mord und Gewaltthaten aller Art so zu sagen zum täglichen Brote gehörten, und wenn der Gewaltthäter so vornehm, so reich, so angesehen, dabei von gewinnenden Manieren, so leutselig und freigebig war wie der Duca di Bracciano, so konnte es gar nicht fehlen, daß er einer ausgeprägten Volksbeliebtheit genoß. Volksgunst wendet sich ja immer und überall viel lieber dem prunkenden Laster als der bescheidenen Tugend zu.

Aus alledem erklärt es sich sattsam, daß die Huldigungen, welche Orsini der schönen jungen Vittoria darbrachte, nicht zurückgewiesen wurden, sondern eine gute Statt fanden. Unerklärlicher ist es schon, daß ein junges Mädchen von beispielloser Schönheit an dem Mann, wie er war, als an einem Manne Gefallen gefunden haben soll. Denn der Herzog war bei weitem nicht mehr jung und nichts weniger als ein Adonis oder Antinous. Nahezu ein Fünfziger, kahlköpfig, dickhalsig, von einer bis zur Unförmlichkeit gedehnten Korpulenz, an einem seiner unmäßig dicken Beine mit einem offenen Schaden behaftet, das war doch wohl kein Galan, wie er im Canzoniere Petrarca's oder im Dekamerone Boccaccio's stand. Aber man weiß, es gibt auch Galane, wie sie in keinem Lieder- oder Novellenbuche stehen. Es

gab und gibt zu allen Zeiten häſſliche Männer, welche von ſchönen und ſchönſten Mädchen und Frauen leidenſchaftlich geliebt worden und werden. Wäre die Liebe ſo leicht zu erklären, daß ſie etwas ſei, was nur zwiſchen Gleichen möglich, würde ſie dann noch die Liebe ſein? Zudem gibt es ja Männer — Frauen allerdings keine — welche vor lauter Häſſlichkeit wieder ſchön werden. Ein ſolcher war z. B. Mirabeau. Wenigſtens die ſchöne Sophie Lémonnier fand ihn ſehr ſchön. Freilich, Donna Tarquinia hat gewiß ſich bemüht, die Herzoginkrone von Bracciano im verlockendſten Brillantfeuer vor den Augen ihrer Tochter leuchten zu laſſen, um die Eitelkeit Vittoria's zu ſtacheln und auf ein großes Ziel zu lenken, und bekannt iſt auch, daß, wie die Sinnlichkeit des Mannes, ſo die Eitelkeit des Weibes ein mächtig wirkendes Motiv in der menſchlichen Tragikomödie abgibt. Die weibliche Eitelkeit allein wäre jedoch kaum im Stande geweſen, alle die Proben zu beſtehen, denen Vittoria's Verhältniß zum Orſini unterworfen wurde, und alles in allem genommen, dürfte der Schluß gerechtfertigt ſein, der Herzog müſſe es verſtanden haben, dem jungen Mädchen eine wirkliche, tiefe und ausdauernde Leidenſchaft einzuflößen. Daß er ſelber von einer Leidenſchaft dieſer Art ergriffen, beſeſſen war, unterliegt gar keinem Zweifel.

Vielleicht iſt an dieſer Stelle unſerer Hiſtorie die Zwiſchenfrage geſtattet, ob der engliſche Tragiker, wenn er ſeine Heldin den weißen Teufel nannte, nicht etwa nur auf ihre körperliche Schönheit habe hinweiſen, ſondern auch habe andeuten wollen, daß die Urgewalt der Leidenſchaft, unter deren übermächtigem Antrieb Vittoria handelte, d. h. ſündigte, ihr als eine Entſchuldigung, ja als eine Art von Sühne für ihre Verfehlungen gutgeſchrieben werden müſſe? Ich bin geneigt, dieſe Frage zu bejahen im Hinblick, daß Webſter ſeinen „weißen Teufel“ ſterben läſſt mit den Worten:

„Mein größter Fehl, er lag in meinem Blute,
Und alſo ſühn' ich ihn mit meinem Blut“ . . . .

Wenn aber Orſini wähnte, leicht zum Ziele zu gelangen, ſo täuſchte er ſich ſehr. Es war da einer, welcher die Einfädelung eines Liebeshandels zwiſchen dem Herzog und der jungen Accorombona ganz anders anſah, als die Donna Tarquinia, und dieſer Andersſehende war Don Claudio, der Vater Vittoria's. Als der Ehrenmann, welcher er war, verabſcheute er den Gedanken eines unehrenhaften Verhältniſſes zwiſchen ſeiner Tochter und dem Herzog, wie ihm ein ſolches als ſehr möglich erſcheinen mußte, ja, er hätte wohl bei ſeiner Sinnesweiſe den verrufenen Mann nicht einmal zu ſeinem rechtmäßigen Schwiegerſohn haben wollen. Um allen Aergerniſſen ein Ende zu machen und der Gefahr — Accoromboni mochte Grund haben, eine Entführung ſeiner Tochter durch den gewaltthätigen Duca zu befürchten — beizeiten vorzubeugen, ſchien es dem redlichen Vater das Räthlichſte zu ſein, Vittoria raſch zu verheiraten. Er mochte in ſeiner Ehrbarkeit glauben, eine rechtmäßige Ehe müßte ſeiner Tochter gegen zuchtloſe Begehrniſſe und Nachſtellungen den beſten Schutz gewähren; allein er bedachte dabei nicht, was für Anſichten unter ſeinen Landsleuten über die Heiligkeit, d. h. Nichtheiligkeit der Ehe im Schwange gingen, und noch weniger bedachte er, ob ſeine Tochter gegen die Begehrniſſe und Nachſtellungen vonſeiten des Herzogs auch wirklich beſchützt ſein wollte. Genug, er ſah ſich um unter den Freiern Vittoria's und ſeine Wahl fiel auf den ſterblich in ſeine Tochter verliebten Franceſco Mignucci-Peretti, den Neffen des Kardinals Montalto. Es war eine armſälige Partie, wenigſtens mit dem Maßſtabe der hochfliegenden Hoffnungen gemeſſen, welche Donna Tarquinia für ihre Tochter und in dieſer genährt hatte. Der Gärtnersenkel und Bauersſohn ſollte ein Kleinod davontragen, um welches der ſtolzeſte der römiſchen Fürſten, das Haupt der Orſini geworben hatte — abſcheulich, unerträglich das! Aber Don Claudio ſetzte gegenüber von Frau und Tochter ſeinen Willen durch, und daß er ihn durchſetzte, erweiſ't immerhin klärlich, daß der brave Mann Herr in ſeinem Hauſe war. Der Herzog ſeiner-

ſeits ſcheint keinen Verſuch gemacht zu haben, die Verheiratung ſeiner Angebeteten zu hindern. Die Hochzeit fand demnach ſtatt, das junge Paar wurde in der Kirche Santa Maria della Corte getraut und Franceſco führte ſeine Vittoria unter das gaſtliche Dach ſeines Ohms in der Via Papale.

Schon der Eintritt in das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Fuß anſtändiger, aber ſchlichter Bürgerlichkeit eingerichtete und geführte Haus mußte auf das verwöhnte Schönheitswunder vom Palazzo der Piazza Ruſticuci einen unliebſamen Eindruck machen und die herzliche, aber ebenfalls ſchlichtbürgerlich geäußerte Freundlichkeit, womit ihre Schwiegermutter Camilla und ihre Schwägerin Maria Damaſceni ſie empfingen, vermochte dieſen Eindruck nicht zu verwiſchen. Auch die Wahrnehmung nicht, daß ihre bloße Gegenwart hinreichte, die ſtrengen Züge des Kardinals zu mildern, und nicht die immer wieder beſtätigte Erfahrung, daß derſelbe für die Frau ſeines Neffen ein wahrhaft väterliches Wohlwollen hegte. Sie, die vorher der in allen Weiſen und Tonarten gehätſchelte und beſchmeichelte Mittelpunkt des glänzendſten Geſellſchaftskreiſes geweſen war, ſollte ſich in dieſer Enge, Eintönigkeit, Langweiligkeit behagen? Unmöglich! Aber vielleicht wäre dieſes Unmöglich doch allmälig zu einem Möglich geworden, falls erſtens der gute und verliebte Franceſco etwas mehr, ach, bedeutend viel mehr geweſen, als eben ein verliebter und guter Franceſco, und falls zweitens Donna Tarquinia nicht dafür geſorgt hätte, daß der Dämon in der Seele ihrer Tochter ja nicht zu dauerndem Einſchlummern käme. Die hochmüthige Dame hatte ſich zwar dem Willen ihres Gatten gefügt, fügen müſſen, aber ſie ſah die Heirat Vittoria's fortwährend für ein Unglück, ja für eine Schmach an, die ſo oder ſo beſeitigt und gutgemacht werden müßte. Sie blieb darum mit dem Herzog von Bracciano fortwährend in regem Verkehr, ſprach ihrer Tochter von ihm und fachte in der jungen, mit ihrem Looſe bald mehr und mehr unzufriedenen Frau hochmüthige Hoffnungen auf ein glänzendes

Daſein an der Seite des Duca immer wieder an. Daß dieſe Hoffnungen verbrecheriſche waren, kümmerte die ehrſüchtige Mutter wenig und kümmerte auch bald die Tochter nicht mehr. Ob Donna Tarquinia ſich nicht geſcheut, die Gelegenheitmacherin im ſchlimmſten Sinne zu ſpielen, d. h. heimliche Zuſammenkünfte Vittoria's mit dem Herzog zu veranſtalten oder wenigſtens zu ermöglichen und zu begünſtigen, iſt nicht erwieſen, war aber dieſem Weibe wohl zuzutrauen. Außerdem verfügte ja Orſini über die Dienſte eines ebenſo ſchlauen als gewiſſenloſen Gelegenheitmachers. Das war einer der Brüder Vittoria's, Marcello Accoromboni, welchen als einen dieſer Ehre vollkommen würdigen Geſellen der Herzog in ſeine Banditen- und Brigantenklientel aufgenommen hatte. Dieſen Menſchen verwendete der Liebhaber Vittoria's als Auskundſchafter und Anſchicksmann im Hauſe Montalto und Marcello war zu dieſem Dienſte um ſo geeigneter, als er ſich das blinde Vertrauen und die wahrhaft brüderliche Zuneigung ſeines allzu harmloſen Schwagers Franceſco zu erſchleichen gewußt hatte. Franceſco verbarg den Schurken, welcher verſchiedener Unthaten wegen aus Rom verbannt war, im Hauſe ſeines Oheims, ſo oft dem Banditen in die Stadt zu kommen beliebte.

Derweil nahm die Spannung und die düſtere Färbung der Verhältniſſe im Haushalt des Kardinals in der Via Papale und ſpäter in der Villa Peretti am Fuß des Eſquilin von Tag zu Tag zu. Keiner und keine der Betheiligten konnte ſich's verhehlen, daß ein Weſen wie Vittoria nicht hierher paſſte, obzwar Montalto lange Zeit nicht müde wurde, ein gewichtiges Vermittleramt zu üben. Das war wahrlich keine Kleinigkeit. Wenn es bekanntlich ſchon ſehr ſchwierig iſt, zwiſchen zwei Frauen unter einem Dache, gleichviel, in welchem oder ob auch in gar keinem Verhältniſſe dieſelben zu einander ſtehen mögen, einen leidlichen Friedenszuſtand zu erhalten, ſo kann man ſich unſchwer vorſtellen, das unter dem Dache, wo eine dämoniſch-geniale Weltdame wie Vittoria einer Schwiegermutter und einer Schwägerin von der Sinnesweiſe und Gewöhnung

der Donna Camilla und der Donna Maria gegenüberſtand, ſelbſt ein Purpurträger genug zu thun hatte, um wenigſtens das Ausberſten des Skandals nach draußen möglichſt hintanzuhalten. Die Ergebniſſe der mütterlichen Schulung und Unterweiſung traten an Vittoria mehr und mehr hervor. Der weiße Teufel kehrte ſeine Natur immer zwangloſer heraus. Die junge Frau hatte vom Anfang an einen Aufwand getrieben, welcher über ihre Stellung weit hinausgegangen war und ihre Mitgift raſch aufgezehrt hatte. Nur die koſtbarſten Kleidermoden, der reichſte Gold- und Steinſchmuck waren ihr recht. Sie gefiel ſich in einer ſorgloſen Vergeudung, welche dem ſonſt ſo ſparſamen und allem Luxus abholden Kardinal ſchweres Geld koſtete, und verleitete auch ihren willenloſen Gatten dazu. Bald kam Schlimmeres. Vittoria that ſich nicht mehr den Zwang an, ihre Koketterie zu verbergen. Sie ließ ſich ganz öffentlich hofiren und anbeten, fand es auch nicht mehr der Mühe werth, die entſchiedene Abneigung, welche ſie gegen den armen Franceſco empfand, zu maſkiren, und lebte in erklärter Feindſchaft mit ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Wie giftgetränkt die ganze Sachlage ſchon dazumal geweſen ſein muß, erhellt erſchreckend daraus, daß, als Donna Maria ſpäter an einer Fieberkrankheit verſtarb, innerhalb des Hauſes geflüſtert und außerhalb deſſelben mehr oder weniger laut geſagt wurde, Donna Vittoria hätte durch ihre Zofe Katerina aus Bologna, ſo eine Hexe wäre, ihrer Schwägerin die ſchleichend tödtliche Krankheit anhexen laſſen. Franceſco's Mutter wurde ſchon lange zuvor von einer dunkeln Angſt um ihren Sohn gequält. Sie begann ihre Schwiegertochter zu haſſen, aber ſie fürchtete dieſelbe noch mehr. Donna Camilla hatte das Vorgefühl einer Kataſtrophe. Kommendes Unheil warf auch diesmal, wie ſo oft, ſeinen ſchwarzen Schatten vor ſich her, und daß die Mutter es war, welche dieſen Schatten deutlich ſah oder fühlte, kann nicht wundernehmen.

So war der Abend vom 15. April des Jahres 1581 herangekommen.

Ob Vittoria von dem, was an diesem Abend geschehen sollte, eine Ahnung hatte? Ob gar ein Wissen? Ob ihr eine Rolle in dem rasch sich abspielenden Mordstück zugetheilt war und welche? Auf keine dieser Fragen gibt es eine Antwort, welche auf Zuverlässigkeit Anspruch hätte. Möglich jedoch und wahrscheinlich sogar ist, daß die Tochter der Donna Tarquinia klar sich bewußt war, die Gattin des Francesco Peretti müßte Witwe sein, um Ducheſſa di Bracciano werden zu können.

Man wollte in der Villa Peretti gerade zur Ruhe gehen, als Vittoria's Kammermagd Katerina dem Signor Francesco einen Brief brachte. Als Schreiber desſelben stellte sich Marcello Accoromboni heraus, welcher, wie er berichtete, wieder einmal in großer Bedrängniß sich befände und seinen Schwager und brüderlichen Freund anflehte und beschwor, ihm sofort beizustehen in einer Sache, wobei es um Leben und Tod sich handelte. Um Mitternacht, so schloß das Schreiben, möge sich der Helfer beim Quirinal auf dem Monte Cavallo zu einem Stelldichein mit dem Hilfebedürftigen einstellen. Der gute und treue Francesco erklärte sich ohne Bedenken und Zaudern dazu bereit, obgleich er ja wissen mußte, daß ein nächtlicher Gang durch das Rom des Statthalters Christi allzeit ein lebensgefährliches Abenteuer wäre. Der Gedanke an diese Thatsache fiel aber mit seiner Vollgewalt auf die Mutter Camilla und die Schwester Maria. Mit Bitten und Thränen, zuletzt kniefällig bestürmten die Frauen den Sohn und Bruder, den gefährlichen Gang zu unterlassen. Umsonst. Der sonst so weiche und bestimmbare Mann bestand, in Schicksalsschlingen gefangen, auf seinem Willen, nahm Hut, Mantel und Degen, befahl einem Diener, ihm mit einer Fackel voranzuleuchten, riß sich los und verließ das Haus.

Er kam nicht weit. Den Aufgang zum Quirinal hinansteigend, wurde er da, wo später Palazzo Barberini stand, von drei aus Arkebusen geschossenen Kugeln durchbohrt. Beim Knallen der aus einem Hinterhalt gefeuerten Schüsse ließ der Diener die Fackel fallen und rannte

Mord und Zeter ſchreiend nach der Villa zurück. Die Mörder aber ſtürzten aus ihrem Verſtecke hervor, warfen ſich auf den Verwundeten und gaben dem Röchelnden mittels Dolchſtößen den Reſt.

3.

Von der Nemeſis, die wie gewöhnlich zu ſpät kam und, wie ſie zu thun pflegt, den Hauptſchuldigen entſchlüpfen ließ.

Während die Mutter und die Schweſter des ſo ſchändlich verrathenen und gemordeten Mannes in Klagen und Thränen ſich erſchöpften und ſelbſt der ſtrenge Kardinal in ſtummem Schmerze mühſälig nach Behauptung ſeiner gewohnten Faſſung rang, ſetzte die Witwe Vittoria ſich hin und ſchrieb in Terzinen einen „Lamento“ über den Tod ihres Gatten.

Das zeichnet die ganze Situation.

Mordthaten waren zwar dazumal in Rom Allnächtlichkeiten, allein die Umſtände, unter welchen Franceſco Peretti gemeuchelt worden, verſchafften dieſem Mord ein außergewöhnliches Aufſehen. „Donna Tarquinia hat es ausgeheckt, der Orſini hat es gethan oder thun laſſen“— ſo lautete die allgemeine Rede oder wenigſtens der allgemeine Gedanke. Auf allen Lippen ſchwebte die Frage: „Was wird der Kardinal Montalto ſagen und thun?“

Er ſagte und that wenig. Eingehüllt in den Stoicismus ſeines Mönchthums erſchien er am Tage nach der Mordnacht in einem vom Papſte gehaltenen Konſiſtorium und verblüffte ſeine Miteminenzen durch ſeine Ruhe und Gefaſſtheit. Er ſprach nur wenige und zwar wohlabgemeſſene Worte über die Blutthat der Nacht, welche ihm einen Neffen gekoſtet hatte. Als er dann mit Gregor dem Dreizehnten allein war, ließ er allerdings ſeinen Schmerz

deutlicher ſehen; aber er erhob keine Anklage, gegen niemand. Er mochte denken, das wäre ja doch vergeblich, und — auch das zeichnet wieder die Sachlage — die Römer dankten ihm ſtillſchweigend dafür, daß er nicht als Ankläger auftrat. Denn welche Bedrohungen und Schädigungen hätte man nicht von dem Orſini zu erwarten gehabt, ſo eine ernſthafte Anklage und Unterſuchung gegen ihn erhoben und durchgeführt worden wäre! Der ſchlaffe Papſt, welcher den Duca di Bracciano nicht weniger fürchtete als irgendein Spießbürger von Rom, konnte zwar nicht umhin, ſeine Entrüſtung über Franceſco's Ermordung zu äußern und auch zum Schein eine Unterſuchung anzuordnen; aber dieſe kam über die erſten Anfänge gar nicht hinaus und damit ſchien die Sache abgethan, wenigſtens amtlich.

Sie war es aber nicht. Zugleich mit der Nachricht von der feierlichen Beſtattung, welche der Kardinal Montalto ſeinem Neffen in der Kirche Santa Maria degli Angeli bereitet hatte, erfuhr man in der Stadt, daß Donna Vittoria aus der Villa Peretti und gleichzeitig Donna Tarquinia aus dem Palazzo Accoromboni verſchwunden wäre. Wohin? Die Volksſtimme antwortete ohne Bedenken: „In einen der beiden Paläſte Bracciano's auf dem Campo dei Fiori oder auf der Piazza Navona" — und die Volksſtimme hatte diesmal recht. Vittoria — ſei es aus raſender Leidenſchaft oder aus Furcht, in die Unterſuchung des Mordes mitverwickelt zu werden, oder endlich dem Rathſchlag ihrer Mutter folgend, welche das Gebäude ihrer unheimlichen Ränke möglichſt bald unter Dach gebracht ſehen wollte, oder aus allen dieſen Motiven mitſammen — Vittoria hatte ſich, alle Scham und Scheu abwerfend, zu ihrem Liebhaber geflüchtet, vom Sarg ihres von dieſem gemordeten Gatten hinweg.

Selbſt aus der gräuelgewohnten Raub- und Mordhöhle, welche das Rom jener Zeit geweſen iſt, erhob ſich ein Schrei des Entſetzens über ſolche Frechheit des Laſters.

Die päpſtliche Regierung, ſoweit überhaupt von einer „Regierung" die Rede ſein konnte, rührte ſich nicht und auch der „Statthalter Chriſti" ſelbſt würde ſich nicht gerührt

haben, ſo ihm nicht von einer Seite her zugeſetzt worden wäre, wo er ſchandenhalber doch hinhören mußte. Nämlich, die Orſini und die Medici fürchteten mit allem Grund eine Heirat des Duca di Bracciano mit der gewaltſam zur Witwe gemachten Vittoria und legten ſich gemeinſam dagegen ins Zeug. Dem Stolze der Orſini war eine Vermählung ihres Oberhauptes mit der Tochter des umbriſchen Junkers Accoromboni und der Witwe des Bauersſohnes Peretti zuwider und der Kardinal Medici hielt die Rechte ſeines Neffen Virginio, welchen ſeine ermordete Schweſter Iſabella ihrem Gemahle geboren hatte, durch eine neue Heirat des Duca für beeinträchtigt oder für ganz gefährdet. Es iſt ja menſchliche Art, ſich viel lieber und leichter durch gemeine als durch edle Beweggründe zum handeln beſtimmen zu laſſen. Dieſelben Leute, welche noch ſo eben die ſchnödeſte Verletzung des Sittengeſetzes nicht hatte bewegen können, Hand oder Fuß zu rühren, rührten jetzt wetteifernd ihre und anderer Hände und Füße, um den Eingebungen des Vorurtheils und der Habſucht gerecht zu werden.

Wie alle Schwächlinge von Menſchen und von Völkern neigte Gregor der Dreizehnte ſtets dahin, wo augenblicklich die größte Kraftentwickelung ſtatthatte, und darum ließ er ſich durch die bezeichneten Einflüſſe beſtimmen, am 5. Mai von 1581 ein „Monitorium“ zu erlaſſen, kraft deſſen eine Ehe Bracciano's mit Vittoria, welche ohne ausdrückliche päpſtliche Bewilligung eingegangen würde, zum voraus für ungiltig erklärt wurde. Gegen dieſen reingeiſtlich-kirchlichen Angriff wußte ſich der Duca nur mittels paſſiven Widerſtandes zu wehren. Er brachte ſeine Geliebte in eine kleine Villa, welche er an der Via Magnanopoli beſaß, damit ſie dort verſteckt bliebe, bis der Sturm vorübergebrauſ't wäre. Allein das ging nicht ſo ſchnell, denn der Kardinal Medici und die orſiniſche Sippſchaft hatten die Augen offen. Sie erwirkten ein neues Monitorium des Papſtes, kraft deſſen der Witwe Peretti befohlen wurde, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren. Sie gehorchte, war aber bald wieder in der Villa ihres Liebhabers. Ein abermaliges Moni-

torium trieb sie in das väterliche Haus zurück, in welchem Don Claudio jetzt allerdings nicht mehr Herr zu sein schien; warum, weiß man nicht. So ging das Hin und Her weiter bis zum Ausgang des Jahres, wo es gelang, den Papst zu einer ernstlichen Maßregel zu drängen. Eines Decembertages drangen päpstliche Sbirren plötzlich in das Haus Accoromboni, ergriffen Vittoria und führten sie nach dem in Trastevere gelegenen Kloster Santa Cäcilia. Weil man aber die Gefangene daselbst vor den Machenschaften ihres Galans nicht sicher glaubte, wurde sie nach dem Kastell San Angelo gebracht und dort nahezu ein Jahr lang gefangen gehalten. Diese Haft war jedoch eine sehr gelinde, und die Gefangene durfte einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihrem Liebhaber unterhalten. Man wird dadurch in der durch den ganzen Verlauf der Sache angeregten Vermuthung bestärkt, daß die Gefangensetzung des weißen Teufels nur eine zwischen der Regierung des Vatikans und dem Herzog von Bracciano redend oder schweigend abgekartete Komödie gewesen sein könnte. Die Haft Vittoria's konnte für eine kirchliche Buße gelten und während der Dauer dieser Büßung sollte über die Ermordung ihres Gatten Gras wachsen und die eingeleitete Kriminalprocedur einschlafen.

An Anhaltspunkten zur Weiterführung derselben hätte es wahrlich nicht gefehlt. Der Bruder jener Katerina, der Zofe Vittoria's, Domenico d'Aquaviva, welcher an jenem Aprilabend den schicksalsschweren Brief für Francesco Peretti gebracht hatte, war verhaftet worden und hatte im Februar 1582 das Geständniß abgelegt — ohne Folterzwang, wohlverstanden! — die Donna Tarquinia wäre am ganzen Unheil schuld. Seine Schwester Katerina wäre ihre Helfershelferin gewesen. Zu Vollstreckern des Mordplans hätten gedient ein gewisser Machioni aus Gubbio und ein gewisser Barca aus Bracciano, Banditen eines großen Herrn, dessen Namen er, Domenico, aus beweglichen Gründen verschwieg. Diese Enthüllung hätte müssen von rechtswegen dem Duca Bracciano und der Donna Tar-

quinia theuer zu ſtehen kommen. Aber es war gar keine Rede davon. Im Gegentheil, die ganze Procedur wurde niedergeſchlagen und unlange darauf ließ man auch den Domenico laufen. Das war die Rechtspflege eines „Statthalters Chriſti“.

Mehr noch, ſchon zu Anfang des Jahres 1583 treffen wir den Herzog im Vatikan wieder in voller Gunſt. Der heilige Vater ließ ſich von dem Böſewicht bewegen, alle gegen ihn und Vittoria erlaſſenen Monitorien zurückzunehmen, einzig das Eheverbot ausgenommen. Daſſelbe, meinte Bracciano, wäre eigentlich ganz überflüſſig, da er ja ſeinen Sippen, den Orſini, wie auch dem Kardinal Medici, die Erklärung gegeben hätte, er würde Vittoria niemals zu ſeiner Gemahlin machen.

Ja wohl, er brauchte ſie nicht mehr dazu zu machen: ſie war es nach damaliger Anſchauung ſchon in aller Form Rechtens, als der Duca dieſe ſchamlos verlogene Erklärung abgab. Wenige Wochen, vielleicht nur wenige Tage nach der Ermordung des armen Franceſco hatte ſich der Mörder — denn das war ja der Herzog mittels der Hände ſeiner Banditen — in Rom mit der Witwe des Ermordeten heimlich trauen laſſen. Für einen ſolchen Granſignore war es eine Kleinigkeit, in der von Prieſtern und Mönchen wimmelnden Stadt einen Prete aufzutreiben, welcher die Trauungsformel über ihn und ſeine Mitſchuldige ausſprach. Das genügte, zumal vor Erlaſſung des päpſtlichen Monitoriums vom 5. Mai 1581, zum Abſchluß einer rechtmäßigen Ehe vollkommen. Eine ſolche wollte aber Donna Tarquinia, welche zweifelsohne ihre Tochter angeleitet hatte, dem maßlos verliebten Orſini begreiflich zu machen, daß der Weg zu ihrem Schlafzimmer fortan nur durch die Kirche ginge. Die beiden Damen ſcheinen aber der heimlichen Trauung in Rom doch nicht ganz getraut zu haben. Vittoria ſetzte es nämlich nach ihrer Entlaſſung aus der Engelsburg durch, daß ſich der Duca am 10. Oktober von 1583 in der Burgkapelle zu Bracciano zum zweitenmal und zwar öffentlich und feierlich mit ihr trauen ließ.

Dieſe Frechheit warf in Rom Staub auf. Das päpſtliche Eheverbot beſtand ja noch und ſo ſchickte man ſich denn weitſchichtig an, einen neuen Proceß gegen den Duca und die Ducheſſa di Bracciano einzuleiten. Der Orſini wußte wohl, daß das nur eine abermalige Komödie wäre, die bald ausgeſpielt ſein würde. Er kam daher mit Vittoria ſcheulos nach Rom und lebte mit ihr als mit ſeiner Frau öffentlich in ſeinem Palazzo. Das Paar ſchien glücklich, war es vielleicht auch; denn über die Mahnungen des Gewiſſens waren beide weit hinweg. Nicht erſt die Materialiſten und Nihiliſten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben den ſchönen Satz erfunden, das „ſogenannte“ Gewiſſen ſei nur ein lächerliches Phantom, nur noch von „ganz zurückgebliebenen“ Leuten geglaubt, anerkannt und geachtet. Die Wüſtlinge und Unzüchtlinginnen, die Frevler und Verbrecherinnen des 16. Jahrhunderts waren ja auch ſchon ſo weit.

Die Herrlichkeit des glücklichen Laſters währte bis zum 10. April 1585, an welchem Tage Gregor der Dreizehnte ſtarb. Zunächſt zwar ſchien dieſer Todesfall das Glück des Duca und der Ducheſſa di Bracciano nicht beeinträchtigen zu können. Im Gegentheil, das Interregnum, die zeitweilige Papſtloſigkeit Roms begünſtigte die Ausführung eines Planes, womit ſich das Paar wohl ſchon lange getragen hatte. Daß den Beiden an der Verwirklichung dieſes Plans ſo viel gelegen war, ſcheint nun aber doch darauf hinzudeuten, das vorhin über ihre ſouveräne Gewiſſenloſigkeit Geſagte bedürfe einer Einſchränkung. Oder war es nur ein unbeſtimmtes Furchtgefühl, welches ſie beſorgen ließ, die zweimal vollzogene Trauung genügte noch immer nicht, ihre Ehe zu einer rechtmäßigen zu machen? Genug, unmittelbar nach dem Ableben Gregors des Dreizehnten, berief der Orſini eine Verſammlung der angeſehnſten Rechtsgelehrten und der geriebenſten Advokaten in ſeinen Palaſt, um denſelben die Frage vorzulegen, ob das von dem verſtorbenen Papſt erlaſſene Monitorium, welches dem Duca die Ehelichung Vittoria's verboten hatte,

jetzt noch zu Recht beſtünde. Nach vielem Kalkuliren, Argumentiren und Debattiren gelangten die Herren zu dieſem von dem Frageſteller gewünſchten Schluß: Nein, das Verbot iſt hinfällig geworden, maßen das Monitorium mit dem Tode ſeines Erlaſſers erloſch. Daraufhin feierten Don Paolo Giovanni und Donna Vittoria zum drittenmal ihre Hochzeit und ließen ſich am 24. April von 1585 abermalen feierlich einſegnen, weihen und trauen.

Es war die höchſte Zeit. Denn kaum eine Stunde nach dieſer dritten Trauung, kraft welcher die Ehe des ſchuldigen Paares allerdings eine unanfechtbar giltige geworden, ging aus dem geöffneten Konklave der Kardinal Montalto als Papſt Sixtus der Fünfte hervor.

Eine furchtbare Störung der dritten Hochzeit fürwahr! Wie ein Eishauch mußte das für ſie, wie für ganz Rom, ſo unerwartet Gekommene die Beiden anwehen.

Der Heilige Geiſt, welcher bekanntlich die Päpſtewahlen macht, hatte auch diesmal wieder, wie ſonſt ſo manchesmal, gar wunderliche Zickzackwege im Konklave wandeln, gar ſeltſame Kreuz- und Querſprünge machen müſſen, um zu ſeinem Ziele zu gelangen[1]). Kaum aber war er dazu gelangt, kaum war Sixtus der Fünfte ausgerufen, als ſich etwas wie die Empfindung einer Erlöſung in der Bevölkerung von Rom regte. Die ehrlichen Leute athmeten auf, die Schurken wandelte ein Zittern an. Man ahnte, daß wieder einmal ein Mann, ein Papſt-Herrſcher auf dem Stuhle Petri platzgenommen hätte. Und ſo war es. Schon die erſten Regierungshandlungen, die vom Vatikan ausgingen, thaten urbi et orbi kund, daß der neue „Knecht der Knechte Gottes" ein Herr und Gebieter von eiſernem

1) Eine ſehr anſchauliche, auf durchaus authentiſcher Baſis ruhende Schilderung dieſer Zickzackwege und Kreuz- und Querſprünge, d. h. des Parteiengetriebes im Konklave und aller der diplomatiſchen Ränke und Schwänke, welche zur Wahl Montalto's führten, gibt Hübner in ſeinem trefflichen Werke: „Sixtus der Fünfte", 2 Bde. 1871, I, 127 fg., alſo ein Mann, deſſen Katholicität keinem Zweifel unterſteht.

Willen, unerbittlicher Strenge und unbeugsamer Thatkraft wäre. Sofort begann die mit furchtbarer Folgerichtigkeit durchgeführte Säuberung der römischen Raub- und Mordhöhle, die Ausräumung der kirchenstaatlichen Banditen- und Brigantenherberge. Wenige Tage nur und Schrecken ging einher vor dem Namen Sixtus des Fünften.

Mit unter den Ersten, welche sich herzudrängten, um dem soeben proklamirten neuen Statthalter Christi den Fuß zu küssen, befand sich auch der Orsini. Er mochte gekommen sein, um in den Augen des Oheims seines Opfers nach seinem Schicksal zu forschen. Er wurde empfangen wie alle die andern, mit gnädiger Kühle. Doch meinte er einen seltsamen Blick aus dem Auge des Papstes auf sich herabzucken zu sehen. Dieser Blick ließ es ihm räthlich erscheinen, durch Vermittelung des Kardinals Medici den Papst um eine Privataudienz anzugehen. Sixtus gewährte sie und da hat er dem Duca in einer Weise, die nicht mißzuverstehen war, gesagt, der Papst hätte vergessen, was der Herzog an dem Kardinal Montalto gesündigt; so aber in Zukunft der Duca die Gesetze mißachten, Banditen in seinem Bann und Sold halten und Briganten in seinen Palästen und Burgen Unterschlauf gewähren würde, so sollte er erfahren, daß der Arm des Statthalters Christo jetzo von Eisen.

Voll Schrecken kam der Orsini heim und traf da eine Erschrockene, seine Gemahlin, welche ihrerseits von einem Gange zurückgekehrt war, der auch kein günstiges Ergebniß gehabt. Vittoria nämlich hatte unmittelbar, nachdem die Wahl Sixtus des Fünften kundgeworden, keck den Versuch gemacht, die Fürsprache ihrer früheren, so tödtlich gekränkten Schwiegermutter zu gewinnen. Sie hatte sich nach der Villa Peretti aufgemacht, welche sie so schnöde verlassen, um in die Arme des Mörders ihres Gatten zu eilen, sie drang fast gewaltsam zur Donna Camilla und erzwang sich eine Unterredung mit der Mutter Francesco's, welche den weißen Teufel mit Schluchzen empfing. Aber ein Versprechen der Verzeihung oder gar der Fürsprache ver-

mochte Vittoria nicht zu erlangen. Das hieß denn doch einer Mutter und vollends einer italiſchen Mutter zu viel zumuthen.

Die Nemeſis war endlich doch aufgeſtanden. Spät kam ſie, aber ſie kam.

Noch in derſelben Nacht flohen, von unbeſieglicher Angſt getrieben, der Duca und die Ducheſſa aus Rom. Zunächſt auf ihre Burg zu Bracciano. Hier hatte der Oberbandit des Herzogs, Marcello Accoromboni, welcher auf des Orſini Befehl die Ermordung ſeines Schwagers Franceſco geleitet, eine große Schar von Briganten verſammelt, unzweifelhaft in der Abſicht, während der Dauer des Konklave einen Raubſtreich im größeren Stil auszuführen. Konnte man nun etwa an der Spitze dieſer Geſellen der vermutheten Feindſeligkeit des neuen Papſtes Trotz bieten? Der Herzog, früher ein ſo entſchloſſener und verwegener Böſewicht, dachte nicht einmal daran. Der Blick des fünften Sixtus mußte ihn mit Entſetzen geſchlagen haben. Der Boden des Kirchenſtaates brannte ihm unter den Füßen. Er raffte ſein Bargeld und was von koſtbarem Beſitz ihm ſonſt zur Hand zuſammen und floh mit Vittoria von Bracciano weiter nach Padua, auf venetianiſches Gebiet.

Hier im Juni 1585 angelangt, fühlte er ſich ſicher. Er wußte, die Signoria der Republik von San Marco würde ihn nicht an den Papſt ausliefern, und ſeine reichen Mittel erlaubten ihm, auch in der Fremde als großer Herr aufzutreten. Er miethete einen Palaſt in Venedig ſelbſt und einen zweiten in Padua, den Palazzo Foſcarini. Ebenſo in Salò eine am Ufer des Gardaſee's wunderſchön gelegene Villa. Dorthin zog er mit Vittoria, die ſich in der ländlichen Umgebung ſehr behagte. Sie war ja ein Stück von einer Poetin und nach allen den Stürmen ihres Lebens konnte ihr die idylliſche Stille am ſchönſten der oberitaliſchen Seen nur willkommen ſein. Das Idyll währte freilich nicht lange und ſchlug zur Tragödie um.

Die Erinnyen ruhten ja nicht. Eine Mutter darf die

Ermordung ihres Sohnes nicht vergessen, sonst wäre sie keine Mutter. Darum ließ Donna Camilla die Blutspur von jener Aprilnacht des Jahres 1581 nicht kalt werden. Sie bestürmte ihren Bruder um Rache. Wofür sonst trug er die dreifache Krone? Warum forderte er nicht von Venedig die Auslieferung des Mörders und seiner Schuldgenossin? Der Papst kam ungern auf die traurige Sache zurück, um so mehr, da er ein Gefühl zärtlichen Mitleids für Vittoria noch immer bewahrte. Im August 1585 sprach er mit dem venetianischen Botschafter bei der Kurie über die Auslieferungsfrage. Aber er nahm sie nicht an die Hand, sei es, daß er mit der Republik von San Marco dazumal in keine Verwickelung kommen wollte, sei es, daß er, wie er sagte, von der Sache genug und übergenug hätte und nichts mehr davon hören wollte. Soweit jedoch gab er den Bitten seiner Schwester nach, daß er an die Signoria das Begehren stellte, den ebenfalls auf venetianisches Gebiet geflüchteten Marcello Accoromboni auszuliefern. Dazu ließ sich Venedig nach etlichen Weiterungen herbei. Marcello wurde an die päpstlichen Behörden ausgeliefert und im folgenden Jahre zu Ancona gerichtet und hingerichtet.

Derweil war der Hauptschuldige unversehens der Gerechtigkeit entschlüpft, deren Brauch und Gewohnheit ja überhaupt ist, die kleinen Sünder zu fassen und zu strafen, die großen aber so oder so entschlüpfen zu lassen. Im Spätherbste erkrankte der Herzog von Bracciano zu Salò, gerade als er sich anschickte, zum Winteraufenthalt nach dem Palazzo Dandolo in Venedig überzusiedeln. Sein alter Schaden am Bein wurde brandig und die Lebensgefahr nahm rasch zu. Es warf doch etwas wie einen versöhnenden Schimmer auf dieses Sterbebett, daß der Kranke bis zum letzten Athemzug mit heißer Liebe an seiner Schuldgenossin hing. Die Sorge, daß er sie freundlos und schutzlos zurückließe, war wohl die bitterste Pein seiner letzten Tage. Soweit er konnte, sorgte er für Vittoria. Am 10. November 1585 machte er sein Testament, kraft dessen nach seinem Ableben einer seiner Stadtpaläste und

eine ſeiner Villen, ferner ſein ganzer Reiſehaushalt, alles Geräthe, Pferde, Wagen, ſowie eine Summe von 100,000 Piaſtern in Bargeld, Juwelen und Silberzeug ſeiner Witwe als Eigenthum zufallen ſollten. Um die Erbin gegenüber der mit Beſtimmtheit vorauszuſehenden Feindſeligkeit der ganzen Sippſchaft der Orſini im Beſitze des Vermächtniſſes zu ſchützen und zu ſichern, beſtellte Bracciano die Herzöge von Ferrara und Urbino, ſowie die Kardinäle Farneſe und Medici zu Teſtamentsvollſtreckern, was ſich freilich als ganz nutzlos bald herausſtellen ſollte. Drei Tage darauf, am 13. November, ſtarb er.

Jetzt ſtand Vittoria allein und ſchon kreiſ'te ob ihrem Haupte die „geflügelte" Nemeſis. Aber peinlich zu berichten iſt die Thatſache, daß die „Göttin mit ſtrengem Blick", die „Verwalterin der Gerechtigkeit" zum Vollſtrecker der Straffſentenz an dem „weißen Teufel" einen Menſchen wählte, der ein „ſchwarzer" Teufel mit Fug heißen konnte.

Das war einer von der Sippe des verſtorbenen Duca, ein Orſini, Lodovico genannt, zweifellos einer der ruchloſeſten Geſellen, ſo dazumal der Boden Italiens trug. Er war ein notoriſcher Bandit und Brigant und ein Hauptmann von Banditen und Briganten, was ihn aber nicht hinderte, ein angeſehener Edelmann zu ſein, der in der orſiniſchen Verwandtſchaft viel galt. Wegen einer ganz beſonders frechen Mordthat aus Rom verwieſen, war er nach Venedig gegangen und die Signoria hatte kein Bedenken getragen, ihm eine militäriſche Beſtallung zu geben, ja ſogar, da er für einen geſchickten Officier galt, ihn zum Befehliger ihrer Truppen auf der Inſel Korfu zu ernennen. Bevor er aber zur Uebernahme ſeines Kommando's dorthin ging, erfuhr er den Tod ſeines Vetters, des Herzogs von Bracciano, auf welches Ereigniß er wohl ſchon lange gelauert haben mochte. Darauf deutet der Umſtand hin, daß er ſich zum voraus vonſeiten Virginio Orſini's, einzigen Sohnes des Orſini-Bracciano, eine Vollmacht verſchafft hatte, eintretenden Falles für die Beſtattung des Familienhauptes zu ſorgen

und die Rechte des legitimen Erben gegen die „maladetta puttana“ Vittoria wahrzunehmen [1]).

Diese ahnte so wenig, was sie von dem Banditenhauptmann zu gewärtigen haben würde, daß sie ihn selber von dem Ableben des Herzogs in Kenntniß setzte. Lodovico machte sich sofort von Venedig nach dem Festlande auf und eilte spornstreichs nach Salò, wo er, auf seine Vollmacht pochend, als der rechtmäßige Herr auftrat und zwar brutal wie ein Bandit und räuberisch wie ein Brigant. Er verweigerte die Anerkennung des herzoglichen Testamentes, behandelte die Witwe, als ob sie wirklich nur eine „maladetta puttana“ wäre, und zwang sie, ihm das Silbergeschirr und den größeren Theil ihres eigenen Schmuckes auszuliefern. Auch die Pferde und Wagen nahm er ihr weg. Was konnte sie gegen den gewaltthätigen Schurken, welcher von einer ganzen Rotte seiner Spießgesellen begleitet wahr, thun? Nichts. Sie mußte, Schlimmstes fürchtend, froh sein, mit Hilfe ihres Bruders Flaminio Accoromboni, welcher bei ihr war, und etlicher treuer Diener aus Salò entfliehen und nach Padua in den Palazzo Foscarini gelangen zu können, welchen Zufluchtsort sie in ziemlich dürftigem An- und Aufzug erreichte. Also für den Augenblick in Sicherheit, suchte sie den Schutz der Signoria nach und wandte sich, Hülfe und Beistand suchend, auch an den Papst. Das verrieth doch, milde gesagt, große Keckheit, lieferte aber auch den Beweis, daß die weiße Teufelin überzeugt sein mußte, der Zauber, welchen sie auf den Ohm ihres ermordeten Gatten geübt, wäre noch nicht gebrochen. Und wirklich er war es nicht. Sixtus der Fünfte, dessen bei seinem großen Aufräumungs- und Säuberungsgeschäft entwickelte Strenge gerade damals nicht selten zu erbarmungsloser Grausamkeit sich verhärtete, vernahm den Hilferuf

1) Eine bizarre Schicksalsfügung wollte, daß später eine Tochter der bescheidenen und anspruchslosen Maria Damascena, also eine Großnichte des fünften Sixtus, Flavia geheißen, von Virginio Orsini, dem rechtmäßigen Sohn und Erben des Verderbers ihres Oheims Francesco, geehlicht und zur Ducheſſa di Bracciano gemacht wurde.

Vittoria's ohne Zorn und war geneigt, denſelben zu erhören. Aber er hatte keine Zeit mehr dazu.

Die Orſini wollten ihre Rache und ihren Raub haben, voll und ganz. Darum ſollte in Padua vollendet werden, was in Salò begonnen worden. Lodovico Orſini war der Mann dazu, das zu thun. Dieſe italiſchen Banditen des 16. Jahrhunderts waren ganze Kerle, Menſchen aus einem Guſſe, das muß man ihnen laſſen. Sie wußten ihren Verbrechen kühn ins Angeſicht zu ſehen und der Anblick entſetzte ſie keineswegs. Sengen und Brennen, Rauben und Morden war ihnen ein Geſchäft, das ſie mit derſelben Gemüthsruhe betrieben, womit etwa der Hufſchmied den Pferdebeſchlag oder der Fiſcher den Fiſchfang betrieb. Noch ein Zug vervollſtändigt das Bild dieſer Männer mit Stirnen von Erz und mit Händen voll Blut. Sie waren nämlich ſehr fromm. Fanden ſie von Zeit zu Zeit, die Laſt der aufgehäuften Sünden und Frevel wäre nachgerade von unbequemer Schwere geworden, ſo verſäumten ſie nicht, dieſe Laſt im Beichtſtuhl abzuſchütteln, um Platz für eine neue zu gewinnen. Die Kirche hatte ja einen ſo guten Magen. Selbiger verdaute nicht nur Land und Leute, ſondern auch ganze Berge von Laſtern und Freveln.

Lodovico Orſini ließ nicht ab von dem Wilde, das er zu jagen, todtzujagen entſchloſſen war. Er folgte mit ſeiner Meute der Spur Vittoria's von Salò nach Padua. In der Nacht vom 21. auf den 22. December von 1585 beſetzte eine Schar von verlarvten Bewaffneten die Zugänge zu dem düſteren, unwohnlichen Palazzo, wo die Witwe des Duca di Bracciano hauſ'te. Eine zweite Rotte von bewaffneten Verlarvten brach mit Gewalt in das Haus. Das erſte Opfer der von Lodovico geführten Mordbande war Flaminio Accoromboni. Er wurde, in ſeinem Zimmer überfallen, mit Hakenbüchſenſchüſſen und Dolchſtößen niedergemacht. Das Mordgetöſe verkündete dem unſeligen Weibe den Tod. Sie war in ihrem Schlafgemach. Die Thüre deſſelben wird von den Banditen aufgeſprengt. Der ver-

mummte Hauptmann der Bande erſcheint auf der Schwelle und ſchreit der Rettungsloſen zu: „Du ſtirbſt!“ Sie macht keinen Verſuch, das Verhängniß abzuwenden, und ſagt nur: „Gebt mir nur einen Augenblick Friſt, meine Seele Gott zu empfehlen“. „Nein!“ Und auf den Wink des Orſini faſſt einer der Briganten die Unglückliche, ſtößt ihr den Dolch in den ſchönen Buſen, dreht das Eiſen in der Wunde um und fragt höhniſch: „Hab' ich dein Herz getroffen?“

So endete ein Weſen, auf welches die Natur eine Fülle ihrer ſchönſten Gaben ausgeſchüttet und welches davon doch nur zum Verderben anderer und zuletzt auch zum eigenen Gebrauch zu machen gewußt hatte. Vittoria's Erſcheinung, Charakter und Schickſal erinnern, wie jeder, ſo ſich mit dieſer Geſchichte beſchäftigt, unwillkürlich finden muß, gar vielfach an das Schickſal, den Charakter und die Erſcheinung ihrer Zeitgenoſſin, einer noch berühmteren oder, wenn man will, noch berüchtigteren Frau des 16. Jahrhunderts, an Maria Stuart, an welcher 14 Monate nach der Ermordung der Herzogin von Bracciano zu Padua im Schloſſe Fotheringay in England ein politiſcher Juſtizmord verübt wurde. Verdient hatten die beiden Sünderinnen redlich, was ſie traf. Aber das innerſte Geheimniß ihres Daſeins haben beide unausgeſprochen mitgenommen in ihre blutigen Gräber.

Auch den mörderiſchen Lodovico Orſini traf endlich, was er ſchon lange überreichlich verdient hatte. Die Signoria von Venedig trat als Rächerin Vittoria's auf, mußte ſich aber des kühnen Verbrechers, nachdem deſſen Schuld namentlich durch einen an Virginio Orſini gerichteten und aufgefangenen Brief feſtgeſtellt worden, ſo wie der ganzen Mordbande mittels eines förmlichen Kampfes bemächtigen, bei welchem ſogar Feldſchlangen in Anwendung kamen. Während der Procedur bewahrte der Bandit unentweglich die ſtolze und trotzige Haltung eines Mannes, welcher gethan, wie ihm zukam. Er wurde auf Befehl der Staatsinquiſitoren am 27. December im Kerker erdroſſelt.

Das iſt das würdige Nachſpiel zu dem Sittendrama geweſen, welches die Menſchen von damals die Tragödie Accoromboni nannten.

Sixtus der Fünfte belobte die Signoria von San Marco dafür, daß ſie die Ermordung Vittoria's gerächt. Der gewaltige Mann auf dem Stuhle Petri hat bis zum 27. Auguſt von 1590 gelebt, d. h. geherrſcht. Er war, um doch auch einmal ein Modeſtichwort unſerer Tage zu gebrauchen, der letzte „ſtilvolle" Papſt, eine Natur, ein Charakterkopf, eine Geſtalt von Erz. Alle ſeine Nachfolger im Vatikan ſind nur mehr oder weniger deutliche oder verwiſchte Abklatſche der vom Koncil zu Trient angefertigten Papſtſchablone geweſen. Er, der Bauersſohn von Grottamare, war die letzte pontifikale Perſönlichkeit, welche der Rede werth.

Zwei Königinnen.

Die frouwen beide waren in groz ungemüete kommen.
Nibelungenlied, 16.

Les places que la postorité donne sont sujettes, comme les autres, aux caprices de la fortune.
Montesquieu, Grand. et décad. des Rom. ch. 1.

1.

Wer mit Engländern verkehrt hat, weiß, daß über zwei Dinge, d. h. über eine Sache und über eine Person, sich nicht mit ihnen reden lässt, — nämlich nicht so reden lässt, wie es Leuten von Wissen und Unbefangenheit zukommt und ziemt. Die Sache ist die Bibel, die Person ist die Königin Elisabeth. Sobald diese zwei Gegenstände berührt werden, benimmt sich der richtige Englishman ungefähr so wie ein kolleriges Pferd, vor dessen Nase man plötzlich eine Rakete abbrennt. Er setzt sich, so zu sagen, auf die Hinterbeine, fängt zu pruhsten und zu bocken an, die bekannten britischen Starr- und Stieraugen werden grünglasig und mit Vernunft und Kritik, Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitssinn, item mit menschenwürdiger Diskussion ist's vorbei. Die Bibel ist das absolute „Holy Book", die Königin Elisabeth die absolute „jungfräuliche Queen Beß", — jene wie diese ein unter die unantastbare Glasglocke des ehrfurchtsvollen Rührmichnichtan gestelltes Idol,

das einer Unterſuchung, geſchweige einer Anzweifelung, gar nicht unterzogen werden darf. Der richtige Engländer verbrennt noch immer alljährlich am Guy-Fawkes-Tag den römiſchen Papſt im Bilde, aber vor dem papierenen Bibel-Papſt liegt er anbetend auf den Knieen. Sein Bibelſammelſurium iſt ihm, gerade wie dem richtigen Muſlem ſein Koranſammelſurium, das Buch ſchlechthin und gerade ſo iſt ihm die Königin kat' exochen ſeine „jungfräuliche Queen Beß", mit deren Jungfräulichkeit es doch ſchon in ihren Backfiſchjahren nur ſo ſo la la beſtellt war, wie Lord Seymour de Sudeley des näheren anzugeben vermocht hätte, ſo er gewollt.

Wenn kenntniß- und urtheilsloſe Menſchen, in deren Augen der große Cromwell nur ein „Rebell und Uſurpator", der von Genius' Gnaden erlauchte Byron noch immer nur das Haupt einer „ſataniſchen Schule" und der edelherzige, liebevolle Shelley nichts als ein „ungläubiges Ungeheuer" iſt, — wenn ſolche richtig-engliſche Durchſchnittsleute mit der Königin Beß Idolatrie treiben, ſo iſt darüber weiter nichts zu ſagen. Es iſt das eben ein nationaler Aberglaube, wie der Bibelfetiſchismus ein religiöſer. Wenn aber Menſchen, welche auf höhere Geiſteskultur, ſogar auf Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch erheben, die maßloſe Ueberſchätzung Eliſabeths, den Queen-Beß-Götzendienſt mitmachen, wie neuerdings wieder der Hiſtoriker Froude und der Eſſayiſt Dixon gethan haben, ſo darf man billig ſich verwundern und den Urſachen dieſer engliſchen Krankheit nachfragen.

Ein allgemein menſchlicher Grund derſelben iſt, daß Eliſabeth Erfolg hatte, glänzenden Erfolg. Weil ſie glücklich war, mußte ſie ihren Zeitgenoſſen und muß ſie der Nachwelt als groß erſcheinen. Hätte ſie Unglück gehabt, ſo würde man natürlich von der rothhaarigen, geierſchnabelnaſigen Tochter Heinrichs des Achten ganz anders reden. Das Schickſal hatte ſie auf einen Platz geſtellt, wo ſie, welche ihr Lebenlang innerlichſt Katholikin geblieben und dem romaniſch-deſpotiſchen Syſtem der Politik leidenſchaftlich

zugethan gewesen ist, für die Vorkämpferin des Protestantismus und Germanismus gelten konnte, gelten mußte. Es ist eine jener nicht seltenen tollen Ironieen der Weltgeschichte, daß diese unerbittliche, kieselsteinhartherzige Tyrannin, welche ihre Parlamente behandelte, wie dieselben es verdienten, d. h. wie die Insassen einer Bedientenstube, wie die Senate des Tiberius oder des ersten und dritten Napoleon, — diese grausame Kokette, welche eine wirkliche oder auch nur geargwohnte Verfehlung gegen ihre bis zur Narrheit gehende Eitelkeit nie verzieh, — diese männersüchtige Nichtjungfer, welche mit Seymour, Leicester, Hatton und Simier gebuhlt und noch in ihren alten Tagen mit Essex lüstern getändelt hat, — dieses herrschsüchtige Weib, welches jeden Versuch, ihrer absoluten Machtvollkommenheit zu widerstreben, furienhaft ahndete, — diese blutige Verfolgerin der Nichtkonformisten, welche sich dem Papalismus der anglikanischen Päpstin Elisabeth nicht unterwerfen wollten, trotz alledem von der Mit- und Nachwelt als die weiseste der Königinnen, als ein Muster von Sitte und Takt, als eine, wie Shakspeare sie lobhudelte, ganz makellose Lilie („a most unspotted lily"), als die Trägerin und Heldin des germanisch-protestantisch-parlamentarischen Princips der Bewegung gegenüber dem romantisch-katholisch-absolutistischen der Stabilität gepriesen werden konnte und kann und zwar mit einem starken Anschein von Recht. Denn „le succès justifie tout" und zu dem unberechenbar wichtigen Erfolge, welchen in dem großen, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entbrannten Kampfe das Princip der Bewegung über das der Stabilität davontrug, mußte Elisabeth, als Tochter der Anna Boleyn, mitwirken. Daß sie es in Folge ihrer großen staatsmännischen Begabung auch konnte, das macht in den Augen unbefangener Urtheiler ihren Anspruch auf Nachruhm aus. Sie war keine Initiatorin, keine Wegbahnerin; aber sie hatte etwas, viel sogar von dem Zeuge in sich, aus welchem die Weltgeschichte brauchbare Werkzeuge schneidet, um in verhängnißvollen Epochen den trägen Erdenkloß Mensch damit zu

bearbeiten, einzujochen, an den Entwickelungspflug zuſpannen und vorwärts zu treiben. So ein Treiberberuf hatte eine erkleckliche Doſis von ſkrupelloſer Deſpotie zur unumgänglichen Vorausſetzung, weil beſagter Erdenkloß bekanntlich nicht belehrt und überzeugt, ſondern gezwungen und vergewaltigt ſein will. Eliſabeth war eine ebenſo ſkrupelloſe als glückliche Deſpotin. Des Nimbus ihrer geſchichtlichen Stellung und ihres Glückes entkleidet und ſchlechtweg als Menſchin angeſehen, iſt ſie weder achtbar noch liebenswürdig geweſen.

Eine zweite Urſache, ja wohl die Haupturſache der Abgötterei, welche vom richtigen Engländerthum mit der Queen Beß getrieben wurde und wird, dürfte ſein, daß Eliſabeth ſo recht das Urbild der engliſchen Heuchelei, Scheinheiligkeit und „Reſpektability“ darſtellt. Eine ſchlauere, kühnere, konſequentere Heuchlerin als ſie hat niemals in einem Unterrocke geſteckt. Sie war das Fleiſch und Blut gewordene „Qui nescit dissimulare nescit regnare“. Die Verſtellung war der Sauerſtoff ihrer Seele und ſie lebte in der Intrike wie der Fiſch im Waſſer. Sie verdiente zwei ſo vollendete Heuchler wie Cecil und Walſingham zu Miniſtern zu haben, denn ſie wußte auch dieſe zu überheucheln. Wie die Nationaleitelkeit der Franzoſen in einem vierzehnten Ludwig und in einem erſten Napoleon ſich ſelber anbetet, ſo vergöttert die Nationalſcheinheiligkeit der Engländer ſich ſelber in der Perſon der Königin Eliſabeth.

Ein dritter Grund der überſtiegenen Schätzung derſelben iſt zweifelsohne dieſer, daß ihre Geſchicke ſo enge mit denen ihrer Baſe, der Königin Maria Stuart von Schottland, ſich verflochten haben. Die Leidenſchaftlichkeit, die Verſchuldung und das Unglück der ſchottiſchen Königin bilden ja den dunkeln Hintergrund, von welchem ſich die Scheinheiligkeit, die Schlauheit und das Glück Eliſabeths um ſo glänzender abheben. Dieſe trug in jeder Beziehung den Sieg über ihre Nebenbuhlerin davon, welcher ſie ſchließlich den Kopf abſchlagen ließ, und folglich läßt ſich anſtändiger Weiſe an ihrem Rechte nicht zweifeln. Macht iſt ja Recht.

2.

Seit dem Kampfe, welchen die beiden Frankenköniginnen Brunhild und Fredegund mit einander führten, hat es einen an dramatiſchem Intereſſe ſo reichen Weiberzank wie den zwiſchen Eliſabeth und Maria entbrannten nicht wieder gegeben. An weltgeſchichtlicher Bedeutung aber überragte dieſer königliche Frauenkrieg des 16. Jahrhunderts jenen im ſechſten gezeterten weit.

Denn auch Maria Stuart vertrat ein Princip, auch *ſie* war ſo gut wie Eliſabeth eine hiſtoriſche Charakterfigur. Es wäre ebenſo oberflächlich als ungerecht, in der ſchottiſchen Königin nur ein liebebedürftiges und liebedurſtiges, ſinnlichen Eindrücken hingegebenes Weib erblicken zu wollen. Gewiß, es hat ſich mitunter in ihr die Sinnlichkeit ſtark geregt, aber nur die Verleumdung hat ſie zur Wollüſtlingin ſtämpeln können. Sie war ganz entſchieden viel weniger kokett als Eliſabeth. Wenn dieſe durch die Verhältniſſe zur Fahnenträgerin des Proteſtantismus und der modernen Staatsidee gemacht wurde, ſo drückten aus der Weltlage und aus perſönlichen Beziehungen gleichmäßig entſprungene Motive der Maria das Banner des Katholicismus und der mittelalterlichen Romantik in die Hand. Als Nichte der Guiſen, als Witwe des älteſten Sohns der Katharina Medici, als legitim berechtigte Erbin des von einer „ketzeriſchen“ Nebenbuhlerin eingenommenen Thrones von England, *mußte* ſie eine vorragende Stellung in der großen Kombination innehaben, welche im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts vonſeiten der katholiſchen Reaktion zur Wiederherſtellung des alten Glaubens im weiteſten Umfange entworfen wurde und die päpſtliche Tiara, den Jeſuitenorden, die ganze Macht Philipps des Zweiten von Spanien und die der franzöſiſchen Liguiſten den Forderungen und Abſichten eines und deſſelben Fanatismus dienſtbar machte.

Trotzdem war Maria Stuart weit entfernt, eine reli-

giöſe Fanatikerin zu ſein. Sie hielt an dem ihr angeborenen oder vielmehr anerzogenen alten Glauben feſt und mochte ſich um ſo weniger von den gewohnten Anſchauungen und Bräuchen trennen, als ihr der Hinblick auf den Urſprung des engliſch-anglikaniſchen Proteſtantismus nur Ekel und Verachtung erregen konnte. Denn fürwahr einen verächtlicheren, ſchmutzigeren Urſprung hat wohl ſelten oder niemals ein menſchlich Ding gehabt. Aus der Buhlſchaft des Deſpotismus mit der Unzucht iſt die zweiſchlächtige Baſtardin von engliſcher Reformation entſproſſen, wenigſtens in ihrer Geſtalt als anglikaniſche High Church. Der blutgierige Tyrann, wüſte Weiberſüchtling und grauſame Weibermörder Heinrich der Achte hat dieſen ſeiner würdigen Wechſelbalg gezeugt. Aber wie ſehr derſelbe die Königin von Schottland anwiderte, eine fanatiſche Katholikin war ſie ſo wenig, als Eliſabeth eine fanatiſche Proteſtantin geweſen iſt. Gerade wie dieſe ſich aus dem Proteſtantismus eine Politik zurechtmachte, ſo war für Maria Stuart der Katholicismus ganz weſentlich politiſcher Natur.

Weder ſinnliche Begehrlichkeit alſo hat das Dichten und Trachten der Schottenkönigin bedingt und beſtimmt, noch religiöſer Eifer. Das bewegende Agens ihres Weſens, Denkens und Thuns war vielmehr der glühende Wunſch, etwas vorzuſtellen in der Welt, der raſtloſe, bis zuletzt aushaltende Ehrgeiz, eine große Königin zu ſein.

Und dieſer Ehrgeiz hatte zu ſeiner unausrottbaren Wurzel die energiſche Vorſtellung, welche Maria Stuart von ihrer angeſtammten und angeborenen Gottesgnadenthümlichkeit hegte. Sie war von ihrem dynaſtiſchen Rechte bis zu ihrem letzten Athemzug überzeugt. Auch von ihrem dynaſtiſchen Recht auf die Krone, welche Eliſabeth trug. Und ſie durfte, ſie mußte es ſein. Denn ſtellt man ſich, wie man ja bei Beurtheilung dieſes Verhältniſſes thun muß, auf den Standpunkt des monarchiſchen Köhlerglaubens der ſogenannten Legitimität, ſo kann gar nicht beſtritten werden, daß Maria als die legitime Enkelin Heinrichs

des Siebenten [1]) einen weit beſſeren Anſpruch auf die engliſche Krone beſaß als Eliſabeth, welche nur eine Baſtardenkelin des genannten Königs von England war, die Frucht eines zweifachen Ehebruchs, und noch dazu von ihrem eigenen Vater und auf deſſen Befehl auch vom Parlamente förmlich als Bankertin erklärt.

Für Eliſabeths wahrhaft ungeheuerlichen Stolz mußte es eine bittere Kränkung ſein, daß ſie ſich des demüthigenden Gefühls ihrer makelhaften Geburt nie ganz entſchlagen konnte. Sie empfand ſcharf, welchen Vortheil dieſe Makel der Schottenkönigin über ſie gab. Daher der unſtillbare Haß, welchen Eliſabeth von Anfang an gegen Maria hegte. Dieſe ihrerſeits war ſich des Vorzugs ihrer legitimen Geburt, Stellung und Berechtigung wohlbewußt und Schiller hat mit jenem hiſtoriſchen Inſtinkt und Takt, welchen nur Plattſchädel von Schulfüchſen ihm beſtreiten können, das Richtige getroffen, wenn er am Schluſſe des vierten Auftritts vom dritten Aufzug ſeiner Tragödie die boshaft gereizte Maria Stuart zornglühend ihrer Todfeindin Eliſabeth und den engliſchen Lords zurufen läſſt: —

„Der Thron von England iſt durch einen Baſtard
Entweiht, der Briten edelherzig Volk
Durch eine liſt'ge Gauklerin betrogen.
Regierte Recht, ſo läget ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König!"

3.

Der bornirte Proteſtantismus hat die Königin Eliſabeth, der bornirte Katholicismus hat die Königin Maria heilig

1) Durch ihre Großmutter Margaretha, Tochter Heinrichs des Siebenten, ältere Schweſter Heinrichs des Achten, Gemahlin Jakobs des Vierten von Schottland.

geſprochen. Die unbefangene Betrachtung findet den Wahrſpruch: Weder die eine noch die andere war eine Heilige, nichts weniger ſogar als eine Heilige. Maria Stuart iſt zweifelsohne die urſprünglich edlere Natur geweſen, Eliſabeth Tudor die klügere Politikerin. Maria war allzeit und überall, in der Liebe wie im Haß ein echtes und ganzes Weib mit glühenden Impulſen und vollſchlagenden Pulſen; Eliſabeth dagegen hatte etwas Zwitterhaftes und war, wenn auch keine Virgo, doch eine Virago, im heroiſchen Sinne des Wortes wie im vulgären.

Dieſe beiden durch Blutsverwandtſchaft einander ſo nahe gerückten Frauen wurden durch ihre Stellungen zu ſolchen Todfeindinnen gemacht, daß die britiſche Inſel nicht Raum für beide hatte und ein viele Jahre hindurch raſtlos zwiſchen ihnen geführter Streit nur mit dem Untergange der einen oder der andern enden konnte. Zwei Vettern auf den Thronen von England und Schottland konnten ſich leidlich mitſammen vertragen, zwei Baſen nimmer. Es wäre ja das wider alle weibliche Kleiderordnung geweſen.

Eliſabeth (geb. am 7. September 1533) war neun Jahre älter als Maria (geb. am 8. December 1542). Beide hatten jene auf Sprachenfertigkeit und Literaturkenntniß gerichtete Erziehung und Bildung erhalten, welche die Renaiſſancezeit großen Damen zu geben liebte. Beide verſtanden und ſprachen außer ihrer Mutterſprache Latein, Franzöſiſch und Italiſch. Eliſabeth wußte ſogar etwas Griechiſch und Deutſch. Sie liebte es, mit ihrer Gelehrſamkeit ſtaatzumachen, und ihre gränzenloſe Eitelkeit nahm es als einen rechtmäßigen Tribut hin, wenn man glaubte oder zu glauben vorgab, ſie hätte die ſchönſten Hände und ſie ſei die geſchickteſte Lautenſpielerin wie die graziöſeſte Tänzerin von der Welt. Sie hatte ſich eine würdevolle Haltung angewöhnt, ſie wußte imponirend, ſogar majeſtätiſch aufzutreten; aber ſchön war ſie in Wahrheit und Wirklichkeit keineswegs. Schmeichler haben ihr „goldfarbiges“ Haar geprieſen; allein nicht durch die Schmeichlerbrille angeſehen, war daſſelbe roth, ſogar ſtark ins Fuchſig-Rothe ſtreifend.

Den waſſerblauen Augen war der ſanfte Schmelz fraulicher Güte und Milde fremd und niemals hatten ſie den bebenden Schimmer mädchenhafter Scham und Scheu gekannt. Die große Raubvogelſchnabelnaſe, der grobſinnlich aufgeworfene Mund mit einem unverwiſchbaren Zug von Falſchheit um die Lippenwinkel und das ſtarkfleiſchige Kinn kennzeichneten die Virago, hatten aber durchaus nichts Anmuthiges. Als richtige Kokette liebte es Eliſabeth, ſich auffallend zu kleiden und die herrſchenden Moden bis ins Abgeſchmackte zu übertreiben. Noch als altes Weib iſt ſie wie ein junges Mädchen angezogen geweſen. Die Grazien wußten und wollten nichts von ihr. Summa: ein unliebenswürdig mann-weibiſcher Miſchmaſch von berechnender Heuchelei, herzloſer Gefallſucht und luciferiſchem Hochmuth; aber für die Welt, wie ſie nun einmal iſt, ganz gemacht, ſchlau, ausdauernd, nie um Mittel und Wege verlegen, Meiſterin der Kunſt, den Schein zu wahren, gänzlich ohne Gewiſſensſkrupel, ſobald ihr Anſehen, ihre Macht oder auch nur ihre Eitelkeit in Frage kamen. Aus der herben Schule ihrer Jugendtrübſale war ſie als eine ausgelernte Staatsmännin hervorgegangen. Sie war eine Kennerin der Menſchen und hatte die Wiſſenſchaft, dieſelben zu behandeln, vollſtändig inne. Sie beſaß auch das Verſtändniß ihrer Zeit. Sie begriff, daß es mit der Feudalromantik unwiderruflich zu Ende ginge, daß die Grundlagen und Hilfemittel mittelalterlicher Politik vernutzt ſeien und daß neue Lebensmächte wirkſam geworden, welchen man Beachtung nicht verſagen dürfte. Sie herrſchte abſolut, aber ſo geſchickt, daß ihre guten Unterthanen glaubten, das ihnen von Zeit zu Zeit plump vorgegaukelte parlamentariſche Märchen ſei Wirklichkeit. Sie wollte Deſpotin ſein und war es, allein ihr Deſpotismus war nicht wie der Philipps von Spanien ein zerſtörender und ertödtender, ſondern ein ſchaffender und belebender.

In alledem lag eine ganz unläugbare und große Ueberlegenheit Eliſabeths über ihre Nebenbuhlerin, obzwar dieſe von Haus aus genialiſcher angelegt war. Maria's Geiſt war feiner und beweglicher, ihr Gefühl kräftiger, ihre

Phantaſie reicher und ſchöpferiſcher. In der Verſtellungskunſt war ſie eine wahre Zwergin gegenüber der Rieſin Eliſabeth, aber an Stärke des Ehrgeizes ſtand ſie ihrer Feindin nicht nach und an Muth und Ausdauer übertraf ſie dieſelbe weit. Unter den ungünſtigſten Umſtänden, eine arme Gefangene, krank, bewacht, umlauert, brutaliſirt, hat ſie mit den kärglichſten Mitteln den Kampf gegen ihre Beſiegerin und Kerkermeiſterin dennoch mit einer bewunderungswürdigen Thatkraft bis zur letzten Stunde fortgeführt und von ihrem Gefängniß aus die mächtige Königin von England auf ihrem Throne zittern gemacht. Dies gibt unwiderlegliches Zeugniß, daß Maria über das menſchliche Durchſchnittsmaß hoch emporragte. Und ſie war wie in ihrer Mädchenblüthe ſo noch in ihrer fraulichen Reife eine ſo ſchöne, ſo gewinnende, ſo anmuthige Erſcheinung! Während ihrer kurzen glücklichen Mädchenzeit in Frankreich haben Ronſard, Du Bellay und Brantôme all ihr Talent erſchöpft, um in Verſen und Proſa den Reiz von Maria's Perſönlichkeit darzuſtellen, und ſie haben neben der Schönheit der jungen Königin auch die vielſeitige Kultur ihres Geiſtes, ihre Beſcheidenheit und jungfräuliche Würde, ihre Herzensgüte und Sanftmuth hervorgehoben. Maria war hochſchlank von Wuchs und von vollendet harmoniſchem Gliederbau. Ihre von der Natur gelockten Haare färbten ſich mit den Jahren aus dem Goldblond ins dunkle Kaſtanienbraun um. Ihre Haut hatte jenen Sammetſchimmer, welcher einen der ſeltenſten und köſtlichſten Frauenreize ausmacht. Unter ihrer hochgewölbten Stirne blickten große braune Augen hervor, ſanft und geiſtvoll zugleich, Augen deren zärtlichem Schmachten und fröhlichem Aufleuchten gleich ſchwer zu widerſtehen war. Maria's reizend geſchnittener Mund entſendete eine klangvolle, tief zu Herzen gehende Bruſtſtimme und ihr ganzes Gebaren trug den zierlichen Stämpel der Anmuth. Ihr Lächeln entzückte, ihr Weinen riß hin. Sie verſtand die keineswegs leichte oder allgemeine Kunſt, ſich zu kleiden, aus dem Grunde. Sie brauchte ſich aber nicht anzuſtrengen, um zu gefallen; ſie brauchte

ſich nur zu geben, wie ſie war. Ihrer Koketterie war die Grazie der Natur eigen. Sie ſprach ſehr gut, ſie ſchrieb einen Stil voll Nerv und Leben. Sie war eine Dichterin, Muſikerin, Sängerin, eine wahre Künſtlerin in weiblichen Handarbeiten; ſie tanzte ſo ſchön, daß man ihrer Baſe und Haſſerin Eliſabeth kein lieber gehörtes Kompliment machen konnte, als wenn man ihr ſagte, ſie tanzte doch noch ſchöner als die Königin der Schotten. Maria hat es auch in den anſtrengenderen körperlichen Uebungen bis zur Meiſterſchaft gebracht: ſie war eine kühne und unermüdliche Reiterin und verwegene Jägerin. Der Klang der Trompete erſchreckte nicht ihre Ohren, er wirkte vielmehr auf ſie wie auf das Schlachtroß im Buche Hiob. Sie liebte es, an der Spitze reiſiger Geſchwader zu reiten und ihr königlich Banner im Morgenwinde flattern zu ſehen. Summa: Ein Weib, geſchaffen, glücklich zu ſein und glücklich zu machen, und doch beſtimmt, ſich ſelber und alle, die ſie liebte und von den ſie geliebt wurde, ins Verderben zu ſtürzen. Eine über die maßen liebenswürdige Frau, gut, im heimeligen Kloſett mit ihr zu koſen oder auf rennenden Roſſen mit ihr im Morgenſonnenſchein über das Feld fliegen hinter dem gehetzten Hirſche her oder ſich mit ihr im Fackeltanze zu ſchwingen oder bei einem Turnier von ihr als der „Königin der Schönheit“ den Siegespreis zu empfangen. Im alten Griechenlande wäre ſie eine Aſpaſia, zur Kreuzzügezeit eine Klorinda geworden; denn die Anlage zur Hetäre lag nicht weniger in ihr als die zur Heldin. In ihre eigene Zeit geſtellt, war ſie ein Anachronismus: eine mittelalterlich-romantiſche Königin paſſte nicht in die Giftblüthentage der „welſchen Praktik“. Als ſie ſelber das Netz dieſer grauenhaft unſittlichen „Staatskunſt“ zu handhaben verſuchte, verſtrickte ſie ſich rettungslos in den Maſchen deſſelben. Ihr, die von Natur gutherzig, mitleidsvoll, hochſinnig und großmüthig geweſen iſt, war es verhängt, die Bundesgenoſſin eines dreizehnten Gregors, der Jeſuiten, Philipps des Zweiten, des Herzogs von Alba, der Guiſen, der Katharina von Medici und der Bartholomäusnachtmörder

zu ſein und demnach als Mitſchuldige an allen den Gräueln zu erſcheinen, welche die Partei der Vergangenheit verübte, um die Zukunft im Mutterleibe der Gegenwart zu tödten. Ihr erſtes Unglück war, eine Guiſe zur Mutter gehabt zu haben; ihr zweites, am franzöſiſchen Hofe erzogen worden zu ſein. So kam ſie nach ihrer erſten Verwitwung als eine Fremde in ihr Heimatland zurück, wo inzwiſchen der Adel den Katholicismus geſtürzt hatte (1560), um für die Demüthigungen, welche ihm die alte Allianz zwiſchen Krone und Klerus bereitet hatte, ſeine Rache zu nehmen und zugleich der Güter der Kirche ſich zu bemächtigen. Fremd wie ihr wildes Geburtsland waren der jungen Königin auch die wirklichen Intereſſen der Zeit. Sie wußte daher nicht mit denſelben zu rechnen, obzwar unmittelbar nach ihrer Heimkehr nach Schottland wie ihr perſönliches Gebaren ein durchaus ſchickliches und ziemliches ſo auch ihre politiſche Haltung eine verſtändige und geſchickte geweſen iſt. Aber die ſie umringenden Schwierigkeiten überſtiegen in die Länge die Kräfte einer jungen Frau von neunzehn Jahren, welche die in ihrer Lage unumgänglich nothwendige Gabe der Menſchenkenntniß nicht beſaß. Sie hat ſich dieſelbe auch ſpäter niemals angeeignet. Eine Romantikerin jeder Zoll, ließ ſie ſich allzu gern durch augenblickliche Eindrücke beſtimmen und gefiel ſich in jener Fahrigkeit, welche überhaupt der Romantik eigen. Nur an Einem hielt Maria alle die bunten Wechſel und abenteuerlichen Wandelungen ihrer Laufbahn hindurch unwankbar feſt: an dem Vollbewußtſein ihrer Königſchaft. Darum platzten in dem Streite zwiſchen Eliſabeth und Maria nicht etwa nur zwei weibliche Eitelkeiten auf einander — was übrigens auch ſchon ausgereicht hätte, Tod und Verderben zu erzeugen — ſondern zwei gleich große, gleich leidenſchaftliche, gleich brennende Ehrgeize. Aber die Trägerin des einen war eine Intrikenkünſtlerin, die des andern eine Verskünſtlerin: das Reſultat des Zuſammenſtoßes konnte alſo nicht zweifelhaft ſein.

4.

Es ist kein edles Bild und passt auch nach keiner Seite hin so recht; allein man kann sich doch beim Anblick des Kampfes zwischen den beiden Königinnen nicht der Vorstellung entschlagen, als sähe man eine rothhaarige Katze mörderisch mit einem tropisch schöngefiederten Vogel spielen.

Der Vogel Maria wußte recht wohl, daß die Katze Elisabeth auf der Lauer lag und was die Windungen und Drehungen und Schweifringelungen derselben zu bedeuten hätten. Aber leichtherzig nach Vogelart, flatterte, flog und zwitscherte der Vogel sorglos vor der verschmitzten Feindin herum, welche ihre Krallen abwechselnd zeigte und verbarg, bis sie endlich den rechten Moment, den Fangsprung zu thun, erlauert hatte. Oder vielmehr, so meisterlich katzenhaft hatte die Katze gespielt, daß sich der von Sperbern verfolgte und müdgejagte Vogel vertrauensvoll in die Katzentatzen warf, welche ihn erwürgten. . . .

Es steht ganz unanfechtbar fest, daß sich Elisabeth von Anfang an ihrer schottischen Base feindselig gegenüber gestellt hat, obzwar sie gelegentlich ihren Haß, falls das gerade in ihr Spiel passte, manches Jahr hindurch geschickt zu maskiren verstand. Weil sie sich, während Maria in Frankreich sich befand, gewöhnt hatte, Schottland für eine englische Provinz anzusehen, und weil es wirklich für ihr politisches System von höchster Wichtigkeit war, daß Schottland bleibend von den katholischen Interessen, von der Allianz mit Frankreich oder Spanien abgezogen würde, sah Elisabeth es schon mit sehr unliebsamen Augen an, daß ihre Base nach dem Tode Franz des Zweiten in ihr Heimatland zurückkehrte. Sie hat diese Rückkehr sogar mittels List zu verhindern gesucht und mit Gewalt zu verhindern gedroht. Recht eigentlich ihr zum Trotz und Tort mußte die achtzehnjährige Witwe im August von 1561 die Heimreise unternehmen und dabei Gefahr laufen, schon damals ihrer Feindin in die Hände zu fallen.

Es iſt ferner unanzweifelbar, daß Maria in den erſten Jahren nach ihrer Ankunft in Schottland alles that, was ſie mit Ehren thun konnte, um mit ihrer Baſe von England in ein aufrichtiges Verſtändniß und freundſchaftliches Verhältniß zu kommen. Sie befolgte keineswegs eine franzöſiſche oder ſpaniſche oder überhaupt eine widerengliſche Politik. Ließ ſie ſich doch ganz von den Rathſchlägen ihres Halbbruders James leiten, welcher, ein Bankert Jakobs des Fünften von der Margaretha Erſkine und durch ſeine königliche Halbſchweſter zum Grafen von Murray erhoben und mit Wohlthaten überſchüttet, hinter der Maſke des religiöſen Fanatismus ehrgeizige Anſchläge verfolgte und der Söldling und gehorſame Diener Eliſabeths war [1]). Maria ging in ihren Bemühungen, ihrer Baſe zu Gefallen zu leben, ſogar ſoweit, daß ſie ſich bereit erklärte, den ihr zum Gemahl vorgeſchlagenen halbabgetragenen Liebhaber Eliſabeths, den Lord Leiceſter, zu heiraten, unter der einzigen Bedingung, daß die Königin von England ſie förmlich als ihre Erbin anerkännte. Alſo nicht verdrängen wollte die ſchottiſche Königin ihre Baſe, ſondern nur von dieſer ihr gutes Recht anerkannt wiſſen. Gewiß eine ſehr gemäßigte Forderung, denn, ſei es wiederholt, dem Legitimitätsrechte zufolge durfte nicht Eliſabeth, ſondern mußte Maria auf dem engliſchen Throne ſitzen.

Die Königin von England mochte aber von ihrer Nachfolge um ſo weniger reden hören, als ſie recht gut wußte, daß ſie einen Platz einnahm, welcher ihr nicht von rechtswegen zukam. Sie konnte das klare Erbfolgerecht der ſchottiſchen

---

1) Murray war einer der verſchlagenſten Menſchen ſeiner Zeit. An Heuchelei konnte er es ſogar mit Eliſabeth von England aufnehmen. Es unterſteht kaum einem Zweifel, daß der geriebene Baſtard, politiſch und militäriſch ungemein begabt, insgeheim ſelber nach der Krone von Schottland ſtrebte. Jedenfalls wurde er zu ſolchem Streben geſtachelt durch ſeine ſtolze Mutter, welche den Laird von Lochleven aus der Familie Douglas geheiratet hatte. Sie behauptete ſteif und feſt, ſie ſei vordem nicht die Maitreſſe Jakobs des Fünften geweſen, ſondern ſeine rechtmäßige Frau und demnach wäre ihr Sohn James der rechte Erbe der ſchottiſchen Krone.

Königin nicht leugnen, aber sie suchte durch hundertfältige Ausflüchte der Anerkennung desselben zu entgehen. Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß ihr Widerwille, diese Anerkennung auszusprechen, nicht allein aus ihrer Eitelkeit und Herrschsucht erfloß, sondern auch aus der nicht grundlosen Besorgniß, die katholische Maria Stuart, einmal als rechtmäßige Thronnachfolgerin proklamirt, könnte leicht eine von dem damals in England noch zahlreichen und mächtigen katholisch gesinnten Adel mit Freuden gegen das Regiment der Bastardstochter Heinrichs des Achten und der Anna Boleyn erhobene Standarte werden. Dieser Argwohn war es überhaupt, welcher das ganze Verhalten Elisabeths zu Maria vergiftete. Dazu kamen dann noch die Launen der herrschsüchtigen Despotin und die gehässigen Grillen des eifersüchtigen Weibes. Es nagte an dem stolzen und kaltselbstsüchtigen Herz der Königin von England wie ein schlummerloser Wurm, daß sie sich sagen mußte: Die Mary da droben in dem lumpigen Schottland ist doch schöner und liebenswürdiger als du.

Dieser Argwohn, dieser Neid und diese Eifersucht bestimmte nun die Politik, welche Elisabeth gegenüber ihrer Base einhielt. Es war eine Politik raffinirter Gewissenlosigkeit und Bosheit. Daß das arme Schottland darob aus tausend Wunden bluten mußte, kümmerte die große Heuchlerin zu Whitehall nicht im geringsten. In Cecil-Burleigh und Walsingham fand sie ebenso gewandte als skrupellose Ausführer ihrer tückischen Absichten und Pläne. Der Großschatzmeister und der Staatssekretär wären fürwahr befähigt, würdig und willig gewesen, jenem „Principe“, welches Machiavelli's satanisch-ironisches Genie geschaffen hat, als Minister zu dienen. Mit Hilfe solcher Handlanger hat Elisabeth ihre Base umlauert, umstrickt und bestrickt. Keine List war der großen Intrikantin zu gemein, keine Tücke zu boshaft, um nicht gegen Maria in Anwendung gebracht zu werden. Jede gegen die schottische Königin geplante Schurkerei war der Unterstützung vonseiten der englischen sicher. Jeder an Maria begangene Verrath durfte von Elisabeth Be-

lohnung fordern und erwarten. Jedes gegen die Schottenkönigin geſponnene Komplott lebte vom Gelde der engliſchen Staatskaſſe. Viele Jahre hindurch hat Eliſabeth den Bürgerkrieg in Schottland zu einem chroniſchen Uebel gemacht. Wollte demſelben einmal aus Ermattung der Athem ausgehen, ſo blies die Königin von England ihm neues Leben ein; denn jeder Rebell gegen Maria konnte auf den Schutz und Beiſtand Eliſabeths rechnen, wie jede gegen die Schottenkönigin geſchleuderte Verleumdung im Palaſte der Herrſcherin von England ein beifälliges Echo zu finden gewiß war.

So war, aller beſchönigenden Hüllen entkleidet, das Verhalten der mächtigen Tochter Heinrichs des Achten gegen die machtloſe Tochter Jakobs des Fünften. Rechnet man nun zu dieſer eliſabethiſchen Politik die Zuſtände Schottlands, in welche die blutjunge, unerfahrene und lebensluſtige Königin unverſehens hineingeworfen wurde, ſo ergibt ſich eine Summe von Schwierigkeiten, welche, ſo ſie überhaupt zu überwinden waren, nur durch einen Genius und Charakter erſten Ranges bewältigt werden konnten und folglich durch Maria Stuart nicht zu beſiegen waren.

Die ganze Macht in Schottland beſaß der Adel, welcher vermöge des Klan-Weſens unbedingt über Gut und Blut, Leben und Tod ſeiner Hinterſaſſen verfügte. Niemals haben Hunde ihren Herren treuer angehangen, als die ſchottiſchen Klans ihren Lords und Lairds anhingen, und kein Fürſt der Aſſaſſinen fand willigeren Gehorſam, wenn er Mordbefehle ausgehen ließ, als die ſchottiſchen Häuptlinge. Sie waren der Staat, falls überhaupt im 16. Jahrhundert Schottland ein Staat heißen konnte. Indem ſie, von den bereits berührten Motiven geleitet, die kirchliche Reform durchgeſetzt, hatten ſie zugleich mit der alten Kirche auch die Krone völlig unter ihre rohen Fäuſte gebracht, ſo ſehr, daß dem Königthum, wenn es überhaupt exiſtiren wollte, gar nichts übrig blieb, als zwiſchen den adeligen Parteien hin und her zu laviren und bald mit dieſer bald mit jener Pakt und Bündniß zu ſchließen. Etwas wie einen bürgerlichen Mittelſtand, auf welchen ſich anderwärts das Königthum

in seinen Kämpfen gegen das Feudalbaronethum stützen konnte, gab es ja nur in der Form von schwachen Anfängen. Das Städtewesen konnte mit dem gleichzeitigen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien nicht den entferntesten Vergleich aushalten. Schottland besaß eigentlich vor dem 18. Jahrhundert keine Stadt, welche unseren Vorstellungen von einer solchen entsprochen hätte; selbst Edinburg nicht ausgenommen, welches zwar am Ende des 16. Jahrhunderts an 30,000 Einwohner zählen mochte, aber zum weitaus größten Theil nur aus armsäligen Hütten bestand. Perth, damals die zweite Stadt des Landes, hatte im Jahre 1685 noch nicht 9000 Bewohner. Aberdeen hatte im Jahre 1572 höchstens 2900. Die Städtebürger mußten nothwendig arm, elend und unwissend sein; denn die ehrlichen bürgerlichen Handirungen, die gewerbliche und kaufmännische Thätigkeit waren ja verachtet und die Gewerke standen demzufolge auf einer so niedrigen Stufe, daß die Schotten nicht einmal die Waffen, womit sie sich gegenseitig unaufhörlich umbrachten, und nicht einmal die einfachsten und gangbarsten Ackerbaugeräthe selber zu verfertigen verstanden. Eine bürgerliche, d. h. eine wirkliche Kultur begann in Schottland erst zu keimen und Schösslinge zu treiben, als die alles verschlingende Adelsmacht mit der schottisch-reformirten Kirche, mit dem Presbyterianismus in Konflikt und Kampf gerieth.

Die schottische Reformation hatte anfänglich, wie bekannt, einen durchaus aristokratischen Charakter und mußte als Werk des Adels einen solchen haben. Aber das änderte sich vom letzten Fünftel des 16. Jahrhunderts an ebenso rasch als bedeutsam. Warum? Die Edelleute wollten den der alten Kirche abgezwackten Raub für sich allein behalten, während der reformirte Klerus billiger Weise einen Antheil an der Beute zu haben begehrte. Als die Aristokratie diesem Begehren widerstrebte und widerstand, bewies ihr die Kirche, daß die Kanzel schließlich doch mächtiger sei als das Schwert. Der Klerus verband sich mit dem Volke und er war es, welcher dasselbe von der hündischen Anhänglich-

keit an die Baronſchaft allmälig emancipirte und den anfänglich ariſtokratiſchen Charakter der ſchottiſchen Reformation in einen entſchieden demokratiſchen verwandelte. Weitergefördert und vollendet wurde dann, wie jedermann weiß, der Ruin der ſchottiſchen Adelsherrſchaft durch die Union mit England, durch das Miſſlingen der jakobitiſchen Aufſtände von 1715 und 1745, ſowie durch den gleichzeitig machtvoll aufſtrebenden ſchottiſchen Induſtrie- und Handelsgeiſt.

Jedoch das alles vollzog ſich ſpäter. In der Zeit von 1560 bis 1580, alſo gerade zur Zeit der Maria Stuart, war der Klerus noch mit der Ariſtokratie ſolidariſch verbündet und ſtand demnach die Macht des ſchottiſchen Adels am höchſten.

5.

Und was war das für ein Adel? Was ſind dieſe Douglas und Hamiltons, dieſe Mar und Morton, dieſe Argyle, Angus und Athol, dieſe Lethington, Glenkairn, Ruthven, Lindſay, Hume, Rothes, Kirkaldy, Killigrew, Bothwell, Boyd, Gowrie, Tullibardine, Kerr, Huntley u. ſ. w. mit höchſt ſpärlichen, ja kaum wahrnehmbaren Ausnahmen für eine Sippſchaft geweſen?

Eine ganz infame fürwahr, eine Horde von Meineidigen, Dieben und Banditen. Wiſcht man dieſen Menſchen den Firniß walterſcott'ſcher Romantik ab, ſo bleiben nur Barbaren, aber Barbaren, welche mit der waldurſprünglichen Wildheit von Neuſeeländern die raffinirte Verderbtheit der Hofleute Ludwigs des Fünfzehnten verbanden. Für dieſe Ariſtokratie, welche dem Hochmuth Satans die Habſucht Adramelechs und der Falſchheit Belials die Grauſamkeit Molochs geſellte, war Treu' und Glauben ein Spott, Verrath ein Geſchäft und Mord ein Zeitvertreib. Es iſt wahr, die Herren waren arm; aber die Noth, anderwärts die

ſtrenge Mutter edler Strebungen und großer Thaten, ihnen war ſie nur die Lehrerin von Frevelmuth und Laſtergier.

Und mit dieſer Ariſtokratie hatte die junge Königin es zu thun; mit dieſer Bande von abgefeimten Schuften und verhärteten Schurken ſollte ſie fertig werden, während zugleich die raſtloſe Hetzerin Eliſabeth der beſſer berechtigten und darum doppelt gehaſſten Baſe eine Falle nach der andern ſtellen ließ und noch dazu der reformirte ſchottiſche Klerus ſeiner katholiſchen Fürſtin von Anfang an einen unerbittlichen Krieg ankündigte und bereitete. Kann es irgendeinen denkenden Menſchen wundernehmen, daß eine ſo jugendliche Frau, in deren Adern das Blut leicht und raſch rollte, inmitten dieſes chaotiſchen Wirrſals auf Abwege gerieth, gerathen mußte? Es hätte geradezu ein Wunder geſchehen müſſen, ſo es nicht der Fall geweſen wäre, und Wunder gibt es wohl in der theologiſchen Phantaſiewelt, nicht aber in der geſchichtlichen Wirklichkeit.

Maria's Verirrungen ließen aber doch länger auf ſich warten, als der zu Whitehall lauernden Katze recht war. Denn nur die Parteilüge kann leugnen, daß während der erſten Regierungsjahre der jungen Schottenkönigin ihr Privatwandel tadellos und ihre politiſche Führung verſtändig geweſen ſei. Sie gab ſich Mühe, alles zu vermeiden, was der Königin von England einen Vorwand zu feindſeligen Handlungen ſchaffen könnte, und ſuchte durch verſöhnliches Dazwiſchentreten dem adeligen Fehdeweſen, welches das arme Schottland niemals zum Genuſſe des Friedens kommen ließ, ein Ende zu machen. Die Proteſtantiſirung des weitaus größeren Theils der Bevölkerung des Landes, welche ſie als eine vollendete Thatſache vorfand, nahm ſie als ſolche hin. Sie war und regierte duldſam. Sie machte nicht den geringſten Verſuch, den Katholicismus zurückzuführen, und bemühte ſich ſogar, mit dem herriſchen Haupte der ſchottiſchen Reformation, mit John Knox, in ein leidlich gutes Verhältniß zu kommen, obzwar es keine geringe, ſondern eine ſehr große Doſis von Geduld und Selbſtüberwindung erfordete, die bandwurmlangen und lümmelhaft

anmaßlichen Sermone dieſes Rüpels von Zeloten ſich gefallen zu laſſen, welcher, ein echter Schüler des tyranniſchen Pfaffen Kalvin, mit einer hierarchiſchen Ueberhebung auftrat, als hätte er drei unfehlbare Päpſte im Bauche. Des Schutzes von Murray und deſſen Anhang gewiß, erfrechte ſich der finſtere Eiferer, die junge Königin zu wiederholten malen in ihrem eigenen Palaſte wie eine grobe Sünderin herunterzumachen, weil ſie, die Zwanzigjährige, dem harmloſen Frohſinn ihres Alters ſich überließ, gerne zur Hirſchjagd und Reiherbeize ausritt, gerne heitere Feſte veranſtaltete, um die düſtere Eintönigkeit von Holyrood zu verſcheuchen, gerne muſicirte und tanzte und lieber franzöſiſche Madrigale und italiſche Arien ſang als ſchottiſche Pſalmen. Trotz ſeiner Zudringlichkeit und Unverſchämtheit fuhr aber die katholiſche Maria fort, den Reformator rückſichtsvoll zu behandeln, während die proteſtantiſche Eliſabeth demſelben einen ſo unverhehlten Haß trug, daß ſein Name in ihrer Gegenwart nie genannt werden konnte, ohne ihr einen Wuthanfall zu verurſachen.

Maria ließ den Proteſtantismus in Schottland gewähren, obzwar derſelbe eines kaum weniger ſchmutzigen Urſprungs war als der engliſche. Sie verlangte nur, daß man ſie innerhalb der Wände ihrer Kapelle in Holyroodhouſe den Kultus *ihres* Glaubens üben ließe, — gewiß das billigſte Verlangen der Welt. Allein Knox und Mitfanatiker zeterten mit Zungen, Armen und Beinen gegen dieſe „Abgötterei der Meſſe“ und forderten gebieteriſch, nur an *ihrem* ewigen Gepredige und miſſtönigem Pſalmengekrächze dürfte und müßte die Königin ſich erbauen. Es wäre ganz natürlich zugegangen und ſehr zu entſchuldigen geweſen, ſo ſich Maria durch ſolche kalviniſche Bigoterie in eine katholiſche hätte hineinärgern laſſen. Aber das geſchah keineswegs. Die Königin fuhr jetzt und auch noch ſpäter fort, die proteſtantiſchen Predigten, welche von den roheſten Ausfällen auf ihre kirchliche Anſchauung und auf ihre Perſon ſtrotzten, geduldig anzuhören, und begnügte ſich, zu ſagen, die Beweisgründe der kalviniſchen Polemik hätten ſie nicht

überzeugt, daß sie gutthäte, ihren angetauften Glauben mit einem andern zu vertauschen.

Hieraus machte man ihr ein Verbrechen an der Majestät kalvinischer Infallibilität und folglich identificirte man sie mit dem „scharlachnen Weib, das auf den sieben Hügeln thront". Die unausbleibliche weitere Konsequenz war, daß der protestantische Jesuitismus alle Mittel, der katholischen Königin zu schaden und ihr Verderben herbeizuführen, für erlaubt und gottgefällig ansah. Es ist ja noch niemals, seit es Religionen gibt, eine religiöse Partei oder Sekte angestanden, alle ihre eigenen Narrheiten, Leidenschaften und Gelüste ihrem Herrgott zuzutheilen, und zwar mit Recht; denn „wie der Mensch, so sein Gott".

Die Königin von England hat alles und jedes zum Schaden ihrer Base von Schottland Angehobene mittelbar oder unmittelbar unterstützt. Zwar die Seele der reformirten Partei, Knox, war ihr wie Gift und Galle zuwider; allein das politische Haupt der Knoxisten, der Graf von Murray, stand in ihrem Solde. Sie kaufte überhaupt jeden Gegner Maria's, obzwar ihr bekannter Geiz die Kaufsummen möglichst kärglich zuschnitt. Diese armen Teufel von schottischen Lords und Lairds fanden jedoch die karg bemessenen englischen Pfunde immer noch schwer genug, um ihre Vasallentreue, ihre Ritterehre und ihren Patriotismus aufzuwägen und zu überwägen. Der englisch-elisabethischen Partei in Schottland war aber von den englischen Ministern die Aufgabe gestellt, die Königin Maria fortwährend daheim so zu beschäftigen und in Athem zu halten, daß sie niemals Muße hätte, ihre Blicke über den Tweed hinüber nach England zu richten, und nicht entfernt daran denken könnte, ihre legitimen Ansprüche auf den englischen Thron der katholischen Nobility und Gentry, welche namentlich in Nordengland noch durch Zahl, Reichthum und feudale Traditionen mächtig war, in Erinnerung zu bringen.

Selbstverständlich hinderten die Erkaufung einer großen Fraktion des schottischen Adels für das englische Interesse und alle die übrigen schnöden gegen Maria in's Werk

geſetzten eliſabethiſchen Machenſchaften die rothhaarige Katze von „jungfräulicher“ Königin durchaus nicht, an ihre Baſe in Edinburg fortwährend freundſchaftliche Briefe zu ſchreiben, in welchen ſie den Ton der überlegenen Politikerin ſehr geſchickt mit dem einer ſtrengen, aber wohlmeinenden Bemutterung zu verbinden wußte. Maria iſt jahrelang des thörichten Glaubens geweſen, ſie beſäße in Eliſabeth eine Freundin, eine gern keifende und ſcheltende Freundin, aber doch immerhin eine Freundin. Dieſen Aberglauben hat ſie theuer bezahlen müſſen. Derſelbe hat auch nicht wenig dazu beigetragen, die Schottenkönigin endlich unbedachtſam ihren Fuß in eine der vielen ihr gelegten Schlingen ſetzen zu laſſen.

6.

Die gloſtenden Funken des großen Weiberzankes begannen zu hellem Brande aufzuſchlagen, als die Frage der Wiederverheiratung Maria's einer Löſung zudrängte. Daß eine in ſolcher Jugendfriſche blühende Witwe ſich wieder zu verehelichen wünſchte, war natürlich; es war aber auch von der Politik geradezu geboten.

Hierbei kam nun die ganze Falſchheit und die bis zur Narrethei gehende Eiferſucht Eliſabeths zu Tage. Sie mochte ihrer Baſe überhaupt keinen Mann gönnen. Nicht allein aus politiſchen Gründen, ſondern auch und noch viel mehr aus einer jener unbegreiflichen, unberechenbaren und unüberwindlichen Weiberlaunen, welche haben und hegen zu dürfen das ſchöne Geſchlecht privilegirt iſt. Die Königin von England verſtand es übrigens vortrefflich, ihre perſönlichen Marotten für tiefgeſchöpfte Argumente der Staatskunſt auszugeben. Maria ſollte um jeden Preis verhindert werden, ſich zu verheiraten und Kinder zu haben. Lieber wollte die Tochter Heinrichs des Achten nach ihrem

Tode die englische Thronfolge dem Zufall preisgegeben als ihre verhaßte Base in den Stand gesetzt wissen, England einen rechtmäßigen Thronerben zu geben. Elisabeth wollte nicht, daß Maria einem festländischen Fürsten sich vermählte; aber sie wollte auch nicht, daß ihre Base einen englischen oder schottischen Unterthan heiratete. Das Projekt einer Heirat Maria's mit dem östreichischen Erzherzog Karl war der Königin von England ein Aergerniß, das einer Heirat mit dem spanischen Infanten Don Karlos ein Gräuel. Sie machte Miene, ihren Günstling Leicester ihrer Base als Gemahl aufzusalzen, um durch denselben Maria um so mehr in ihrer Gewalt zu haben; allein sie konnte sich dann doch nicht überwinden, den geliebten Dudley fahren zu lassen. Endlich sollte es der Schottenkönigin auch verwehrt sein, irgendeinen Sproß des Hauses Tudor oder des Hauses Stuart zum Manne zu nehmen.

Gerade auf einen solchen Sprössling fiel aber schließlich die Wahl Maria's, nachdem die ewigen Weiterungen Elisabeths ihre Geduld erschöpft hatten. In einer unglücklichen Stunde fasste sie den Entschluß, den Enkel ihrer Großmutter Margaretha zu ehelichen, den jungen Lord Heinrich Darnley, ihren mit den beiden königlichen Häusern von England und Schottland nahe verwandten Vetter [1]). Vergebens suchte Elisabeth auch diese Heirat ihrer Base, wie alle übrigen in Vorschlag gekommenen, zu hintertreiben. Diesmal scheiterten ihre Bemühungen, weil auch auffeiten Maria's die weibliche Leidenschaft in's Spiel kam und zwar mit aller Macht. Am 29. Juli von 1565 vermählte sich die Königin von Schottland in der Schloßkapelle von Holyrood mit Darnley, welchen sie erst zum Herzog von Albany

1) Margaretha Tudor heiratete nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Jakob des Vierten, den Grafen von Angus, von welchem sie eine Tochter hatte, Lady Margaretha Douglas. Diese seine Nichte vermählte König Heinrich der Achte an seinen aus dem Hause Stuart stammenden schottischen Parteigänger, den Grafen von Lennox, welcher sich hatte nach England flüchten müssen, und dieser Ehe entsproß Lord Darnley.

erhoben und dann, ohne das Parlament darum zu begrüßen, mit dem Königstitel beſchenkt hatte.

Dieſe Heirat war die große, nicht wieder gutzumachende Dummheit Maria's, — eine Dummheit, aus welcher ſich alle Verfehlungen und Miſſgeſchicke der Königin mit logiſcher Nothwendigkeit entwickelten. Darnley, drei oder vier Jahre jünger als ſeine Baſe und Frau, war ſo dumm wie lang, was viel ſagen wollte, maßen er an ſieben Fuß hoch in ſeinen Stiefeln ſtand. Die Königin Eliſabeth war vollauf berechtigt, von dem jungen Menſchen, welcher ja an ihrem Hofe aufgewachſen war, verachtungsvoll als von einer „hohlen Hopfenſtange" zu ſprechen.

Es unterſteht keiner Frage: ſinnliches Wohlgefallen hatte bei dieſer Gattenwahl Maria geleitet und irregeleitet. Nachdem ſie den jungen Lord zum erſtenmal geſehen, hatte ſie hocherregt ausgerufen: „Wie ſchön er iſt! Ich habe niemals einen ſchöneren Mann erblickt." Ein ſolches Entbrennen iſt freilich begreiflich und — das weibliche Naturell in Rechnung gebracht — wohl auch verzeihlich. Man muß billig bedenken, daß Maria's jugendliche Sinnlichkeit an einem ſo ſchrankenlos üppigen Hofe, wie der franzöſiſche unter Katharina von Medici war, nothwendig hatte geweckt werden müſſen, ohne in der Ehe mit dem halbwüchſigen und kränklichen Knaben Franz Befriedigung zu finden. Ungerecht und unhiſtoriſch wäre es jedoch, wollte man aus dieſer ungeſtümen Aufwallung von Maria's Blut — welche Aufwallung die unglückliche Heirat mit der „ſchönen hohlen Hopfenſtange" von Darnley zur Folge hatte — den Schluß ziehen, die Königin ſei überhaupt ein wollüſtiges Weib geweſen und hätte ſich durchweg von ihren ſinnlichen Trieben beſtimmen und leiten laſſen. In Wahrheit, es gehört die verbretterte Stirne konfeſſioneller Parteilichkeit dazu, Maria Stuart ohne Gnade in jenen Pfuhl zu werfen, wo ſich die römiſchen Julien und Meſſalinen und die ruſſiſchen Eliſabethen und Katharinen herumwälzten.

Sehr bald aber mußte ſich der Königin die bittere Einſicht aufdringen, daß ſie am 29. Juli von 1565 einen

ungeheuer dummen Streich gemacht habe. Darnley nämlich erwies ſich ganz als der, welcher er war. Aufgeblaſen von ſeinem ebenſo unverdienten als plötzlichen Glücke, verlangte der bildungs- und urtheilsloſe Junge, nicht nur König zu heißen, ſondern auch zu ſein. Ohne Verſtand, ohne Erfahrung, ohne Kenntniß der Menſchen und Dinge, glaubte er ſich dennoch zum Herrſchen berufen. Gegen die bettelſtolzen ſchottiſchen Barone benahm er ſich mit dem anmaßlichen Hochmuth eines Emporkömmlings, gegen ſeine Gemahlin, ſobald dieſe ſeinen thörichten Anſprüchen entgegenwar und entgegenſein mußte, mit dem kindiſchen Trotz eines verzogenen Mutterſöhnchens. Noch ſchlimmer für den ehelichen Frieden war es, daß Darnley bald auch in gemeinen Ausſchweifungen ſich gefiel, dem Trunk und dem Verkehr mit Dirnen ſich ergab. Sein albernes Gebaren lieferte dem Grafen Murray und deſſen Anhängern einen erſten Vorwand, die Waffen gegen ihre Königin zu erheben, weil durch den katholiſchen König — Darnley war Katholik — die proteſtantiſche Religion bedroht wäre. Maria ſchlug mit Geſchicklichkeit und Kraft den Aufſtand nieder und zwang die Rebellen jenſeits des Tweed bei ihrer Beſchützerin eine Zuflucht zu ſuchen. Allein von jetzt an iſt das ganze Daſein der Königin nur noch ein Wirrſal von Irrung, Kampf und Noth, von Schuld und Buße geweſen, welches Wirrſal ſich ſtets unlöſlicher verknäuelte und verknotete.

Folgte zunächſt die blutige Kataſtrophe Riccio's, welche Maria's übelgefügten Ehebund faktiſch löſ'te.

Der Piemonteſe David Riccio, Geheimſchreiber Maria's, war einer jener geriebenen und geſchliffenen Abenteurer, welche Italien damals in alle europäiſchen Länder importirte. Meiſt literariſch oder künſtleriſch begabt und gebildet, in Rede, Schrift und Umgangsformen den „nordiſchen Barbaren“ weit überlegen, machten dieſe Menſchen aus der Intrike einen Beruf. Sehr häufig beſorgten ſie neben den eigenen Geſchäften und ſogar mit noch mehr Gewandtheit und Eifer als dieſe die Geſchäfte der „Kompagnie“, welche im „Al Gesù“ am Fuße des Kapitols in Rom ihr Haupt-

kontor hatte. Ob Riccio ein Sendling des Jeſuitenordens geweſen, iſt mit Beſtimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen; aber ſicher iſt, daß der gewandte, einſchmeichelnde Lautenſchläger, Sänger und Sekretär mit Erfolg daran arbeitete, ſeine Gebieterin von ihrer bislang dem Proteſtantismus gegenüber eingehaltenen Neutralität und Duldſamkeit abzubringen, ſie mit dem Papſte, mit Philipp dem Zweiten, mit den Guiſen in enge politiſche Beziehungen zu ſetzen, kurz, ſie zu einer mehr und mehr eifrigen Theilhaberin an der großen katholiſchen Kombination der Zeit zu machen. Ferner iſt gewiß, daß der italiſche Abenteurer ſich des Vertrauens und der Gunſt ſeiner Herrin allzuſehr überhob, daß er viel zu deutlich ſehen ließ, er ſei der wirkliche Miniſter Maria's, und daß er die hochmüthigen ſchottiſchen Lords durch ſein prunkvolles Auftreten ebenſoſehr vor den Kopf ſtieß als er ſie durch Geltendmachung der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und ſeiner Kenntniſſe demüthigte.

Dafür, daß er der Liebhaber der Königin geweſen, liegt kein Beweis vor. Darnley zwar redete ſich ein oder ließ ſich einreden, er ſei gehörnt worden, und behauptete ſogar, er ſelber hätte den „welſchen Geiger" unter ſehr verdächtigen Umſtänden im verriegelten Schlafzimmer ſeiner Gemahlin ertappt. Allein Darnley wußte notoriſch oft nicht, was er ſchwatzte, namentlich, wann er getrunken hatte. Sodann iſt es pſychologiſch und ſogar phyſiologiſch höchſt unwahrſcheinlich, daß eine Frau, die keineswegs gemein dachte, ſich einem ſo häßlichen Burſchen, wie Riccio einer war, hingegeben haben könnte, während ſie ein Kind trug von dem ſchönen Mann, in welchen ſie ſich vor wenigen Monaten leidenſchaftlich verliebt hatte. Jedoch der Vorwurf trifft Maria mit Recht, daß ſie nicht nur als Königin fehlte, indem ſie einen zweideutigen Fremden zu ihrem einflußreichſten Berather machte, ſondern auch als Frau unklug und taktlos handelte, indem ſie nach ihrer leichtlebigen Art dem Geheimſchreiber im Verkehr mit ihr eine Vertraulichkeit erwies und geſtattete, welche den ſchlimmſten Argwohn wachrufen konnte.

Der einfältige und ſchwache Darnley gab ſich dazu

her, mit den Freunden der nach England entflohenen Parteigänger Elisabeths, das will sagen mit seinen eigenen Feinden, sich zu verschwören, um den Riccio zu ermorden und dadurch seiner Gemahlin einen tödtlichen Schimpf anzuthun. Die Brutalität, womit der mörderische Anschlag zur Vollziehung kam, kennt jedermann. Am Abend vom 9. März 1566 drangen, von Darnley geführt, die Mordlords in das Kabinet der Königin, rissen den zu den Füßen seiner hochschwangeren Gebieterin hilfeflehend sich windenden Italiener hinweg und tödteten ihn mittels sechsundfünfzig Verwundungen.

7.

Marie glühte von Rachelust und sie verstand derselben Befriedigung zu verschaffen, indem sie bei Verfolgung der Mörder Riccio's, ebenso große Schlauheit als Energie entwickelte. Meisterlich wußte sie ihren Gemahl dahin zu bringen, daß er seine Mitverschworenen verleugnete und verfolgen half. Dadurch verlor Darnley allen Halt und Anhang und die Weise, womit die Königin ihren Mann in der öffentlichen Meinung zu Grunde richtete und hilflos machte, war allerdings ganz geeignet, den Verdacht zu erwecken, ihre frühere thörichte Liebe für den jungen Nichtsnutz sei in grimmigen Haß umgeschlagen. Sie war jedoch dazumal jedenfalls noch nicht soweit, diesem Haß offenen Ausdruck zu geben. Sie bemühte sich vielmehr, den dummen Jungen von Gemahl in ein richtiges Geleise zu bringen, wie sie denn überhaupt darauf aus war, nach betriebener Verfolgung der Mörder Riccio's eine versöhnliche Stimmung und Richtung in ihrer Politik einzuhalten. Hatte sie doch auch ihren Halbbruder Murray aus der Verbannung zurück-

gerufen und dadurch freilich dem eliſabethiſchen Ränkeſpiel in Schottland den ſtärkſten Rückhalt gegeben.

Wie es zwiſchen ihr und Darnley eigentlich ſtand, wurde offenbar, als ſie am 19. Juni 1566 im Bergſchloſſe von Edinburg ihren Sohn geboren hatte, welcher als Jakob der Sechſte König von Schottland und ſpäter als Jakob der Erſte König von Großbritannien geworden iſt, — einer der jammerſäligſten, nichtswürdigſten „Lumpenkönige", welche jemals das alleinſeligmachende Dogma von der Monarchie illuſtrirt haben, und der ſeine Laufbahn würdig damit begann, daß er nicht allein ſeine unglückliche Mutter ſchmählich im Stiche ließ, ſondern auch von der Quälerin und Mörderin derſelben ein Almoſen in Form einer Penſion annahm. Er ließ ſich den abgeſchlagenen Kopf ſeiner Mutter mit engliſchem Gold aufwägen. Daneben hat er ſich auch in den Annalen von Sodom verewigt.

Nach der glücklichen Entbindung Maria's eilte Darnley herbei, um dem ſchottiſchen Brauche gemäß in Gegenwart des verſammelten Adels ſeinen Sohn anzuerkennen, und nun ſpielte ſich, wie uns Lord Herries, einer der treueſten Anhänger der Königin, in ſeinen hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten erzählt hat, folgende Scene ab. „Mein Lord" — ſagte Maria, welche nicht ſehr kluger Weiſe auch in dieſem Augenblicke der entrüſtungsvollen Erinnerung, daß ihr Gemahl ſie eines unerlaubten Umgangs mit Riccio bezichtigt hatte, ſich nicht zu entſchlagen vermochte — „mein Lord, Gott hat Euch dieſen Sohn ſo gut gegeben wie mir; er iſt keines andern Sohn, ſondern der Eurige, und ich wünſche, daß alle die hier anweſend ſind, Herren und Damen, dies bezeugen mögen." Darnley wurde roth, vermochte nichts zu ſagen, küßte aber das Kind. Die Wöchnerin kehrte ſich zu William Standen und ſagte: „Da iſt nun der Prinz, welcher, wie ich hoffe, zuerſt die Kronen von England und Schottland auf ſeinem Haupte vereinigen wird." — „Wie, Madame," entgegnete der Angeredete, „ſoll dies Kind die Krone von England erben vor Eurer Majeſtät und vor ſeinem Vater?" — „Wer weiß?" erwiderte Maria; „ſein

Vater hat mir das Herz gebrochen." — „Ach, Madame," sagte jetzt Darnley — „haltet Ihr so das Versprechen, zu verzeihen und zu vergessen?" — „Ich habe alles verziehen, aber ich kann nicht alles vergessen. Wenn das Pistol, welches Fawkonside auf mich richtete [1]), losgegangen wäre, was würde aus diesem Kinde, aus mir und aus Euch geworden sein? Nur Gott weiß es." — „Madame, das sind lauter vergangene Dinge." — „Wohl, mögen sie es sein."

Man wird in diesem Zwiegespräche von Mann und Frau vergebens einen wirklichen Herzenslaut suchen. Da war ein Bruch vorhanden, welcher nicht wieder geleimt werden konnte. Aussöhnungsversuche fanden zwar später noch etliche statt und man mußte der Königin nachsagen, daß sie dabei dem schmollenden und maulenden Darnley gegenüber viele Geduld und Nachsicht erwies. Er aber war albern genug, seiner Frau einen neuen Schimpf anzuthun, indem er in recht auffallend demonstrativer Weise von der im December gefeierten Taufe seines Sohnes wegblieb. An einem ausreichenden Grunde fehlte es ihm allerdings nicht: der Graf von Bothwell nämlich spielte unter seinen Mitpeers bei dieser Gelegenheit eine vortretende Rolle, während er selbst, welcher doch „König" hieß und der Vater des Täuflings war, es allerdings dahin gebracht hatte, nur einen unbeachteten Statisten vorstellen zu können.

Im Schlosse zu Greenwich, wo die Königin von England zur Zeit von Maria's Entbindung hofhielt, spielte sechs Tage nach der charakteristischen Scene, die im Wochenbettzimmer auf dem Burgfelsen von Edinburg vorgefallen, eine nicht minder bezeichnende. Die Königin von Schottland hatte James Melvil mit der Botschaft, daß sie einen Sohn geboren, an ihre „gute Schwester" von England abgesandt. Es war Ball im Bankettsal zu Greenwich, als der Bote anlangte, und Elisabeth ließ sich wie gewohnt als Tänzerin bewundern. Cecil neigte sich zu ihrem Ohre, um ihr die

1) Bei der Ermordung Riccio's.

Neuigkeit zuzuflüſtern. Es traf ſie wie ein Schlag. Sie trat aus der Quadrille, ließ ſich auf einen Stuhl fallen und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Der Neidwurm nagte an ihr. Als ihre Damen ſie verwundert umringten, brach ſie aus: „Die Königin von Schottland iſt Mutter eines hübſchen Jungen und ich bin nur ein dürrer Strunk!“ Am folgenden Morgen war jedoch die Abends zuvor in einem Augenblick der Ueberraſchung gefallene Maſke ſchon wieder vorgeſteckt und wohlbefeſtigt. „Die Freudenbotſchaft, welche Ihr mir gebracht,“ ſagte ſie zu Melvil, „hat mich von einer heftigen Unbäſſlichkeit kurirt, woran ich ſeit vierzehn Tagen gelitten. Sagt Eurer Gebieterin, daß ſich über dieſes glückliche Ereigniß niemand mehr freuen kann als ich.“ Der Geſandte brachte hierauf im Namen Maria's die Bitte vor, Eliſabeth möchte die Pathin des Neugeborenen ſein. „Mit dem größten Vergnügen,“ ſagte die Königin. „Dies würde,“ meinte Melvil, „eine gute Gelegenheit für Eure Majeſtät ſein, meine Gebieterin zu ſehen, wie Ihr ja ſchon mehrmals gewünſcht habt.“ — „Ja freilich; möchten nur meine Angelegenheiten es geſtatten!“ verſetzte Eliſabeth mit dem anmuthigſten Lächeln, welches ſie aufzubringen vermochte.

8.

Wenn einem der Späher und Laurer, welche Eliſabeth bald unter dieſem oder jenem Vorwand und Titel in Schottland hielt, zu glauben iſt, ſo hat Maria in den letzten Monaten ihrer Schwangerſchaft einmal den Gedanken gehabt, ſich von Darnley ſcheiden zu laſſen. Es wäre gut für ſie geweſen, falls ſie dieſen Gedanken nicht nur gehegt, ſondern auch verwirklicht hätte. Möglich, daß die kirchlichen Schwierigkeiten, welche die Sache hatte, ſie ſofort wieder davon abbrachten.

In dieſe letzten Monate und Wochen vor ihrer Niederkunft ſollen nun auch, wie ihre Ankläger — insbeſondere der gelehrte Buchanan, welcher Maria's ihm vielfältig erzeigte Güte und Huld mit ſchnödem Undank vergalt — behauptet haben, die Anfänge der Leidenſchaft gefallen ſein, welche die Königin zu James Hepburn, Graf von Bothwell, hinriß. Die hierfür beigebrachten Beweiſe ſind aber ſo ſchwach, daß ſie ſchlechterdings kein bejahendes Verdikt zu tragen vermögen. Wahr iſt, daß ſich gerade in dieſer Zeit nähere Beziehungen zwiſchen Maria und dem genannten Lord knüpften; allein man darf dieſer Anknüpfung ohne Zwang zunächſt rein-politiſche Motive unterlegen. Bothwell war von Haus einer der mächtigſten Barone des Landes und außerdem als Statthalter der Gränzlande gegen England zu in einer ſehr wichtigen Stellung; er legte auch großen Eifer und energiſche Befliſſenheit für den Dienſt ſeiner Königin dar. Dieſe, deren ganze Macht, wie man nicht vergeſſen darf, im Grunde darauf beruhte, daß ſie ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Adelsfraktionen zu erhalten vermochte, mag anfänglich in Bothwell nur einen Mann geſehen haben, welcher das Zeug hätte, gegenüber der Partei, welche in Murray und Morton ihre Häuptlinge anerkannte, der Führer einer ihrer königlichen Perſon mit Eifer ergebenen Partei zu werden und zu bleiben. Darin täuſchte ſie ſich freilich gröblich und es war die zweite der böſeſten Stunden ihres Lebens, als ſie ſich entſchloß, einem Menſchen ihr Vertrauen zu ſchenken, welcher an Lüderlichkeit mit den ausſchweifendſten ſeiner Mitbarone wetteiferte, an Machtgier aber und an Ruchloſigkeit alle überbot und in ſeinem ganzen Weſen nur den einen erträglichen Zug hatte, daß er kein Heuchler war, das Böſe frei und frank that und es verſchmähte, ſeine Frevel mit dem gleißenden Mäntelchen religiöſen Eifers aufzuflittern, wie ſo mancher ſeiner Mitlords zu thun ſich nicht entblödete. Wie dieſe, ſah auch Bothwell die herkömmliche ſchottiſche Anarchie als einen ihm von rechtswegen zuſtehenden Fiſchteich an — („he had all his hopes depending upon the publik disturbance“, hat

ein Zeitgenoſſe von ihm geſagt, welcher ihn ſehr gut kannte) — aber er warf und zog ſein Netz am hellen Tage und mit einer Frechheit, welcher keine andere gleichkam.

Seltſam, hinſichtlich des Charakters dieſes ſchließlich in einem däniſchen Kerker zu Grunde gegangenen Menſchen gab es nie eine Meinungsverſchiedenheit: er galt allen für einen ſteinhartgeſottenen Wüſtling und Banditen, während dagegen über ſeine perſönliche Erſcheinung Nachrichten auf uns herabgelangt ſind, die einander geradezu widerſprechen. Die einen dieſer Berichte ſchildern ihn als jugendlich ſchön und mannhaft-ſtattlich von Geſtalt, geſchmeidig und einſchmeichelnd von Gebaren, als in allen Künſten, den Frauen zu gefallen, wohlgeübt, kurz, als den unwiderſtehlichen ſchottiſchen Don Juan. Die andern wollen, er ſei ein häßlicher Kerl geweſen, einäugig, unanſehnlich von Geſtalt, ungehobelt, plump von Manieren. Die Wahrheit wird wohl ſein, daß er weder ſo ein Adonis noch auch ſo ein Blaubart war, und jedenfalls muß er doch wohl etwas Anziehendes und Feſſelndes beſeſſen haben. Sonſt wäre es, abgeſehen von der Anziehungskraft, welche er auf die feingebildete Maria Stuart übte, unbegreiflich, daß nach dem Einſturze ſeines Glückes ſo viele und auch ſolche, welche nicht ſeine Klanleute geweſen, bei dem verfemten und gehetzten Flüchtling ausgehalten haben.

Die Kriminalakten aller Länder thun ſattſam dar, daß gerade wildeſte Böſewichte auf ihre Umgebung einen faſcinirenden Einfluß ausüben und daß der rückſichtslos alle Schranken niederwerfende Frevelmuth diaboliſche Blendungsgewalt beſitzt.

Anders könnten wir uns die ſouveräne Macht, welche Bothwell über Maria erlangte, nicht erklären. Dieſe Macht zu leugnen oder auch nur zu verkleinern, iſt ganz lächerlich; das Moment der Schuld aufſeiten der Königin in ihrem Verhältniſſe zu dem Banditen beſtreiten zu wollen, war, iſt und wird ſein ein Unterfangen, welches unmöglich anders als mit einem Fiaſko enden konnte, kann und können wird — es müßte denn ſein, daß die wirklichen Originalhandſchriften

der Korreſpondenz Maria's mit Bothwell doch einmal zum Vorſchein kämen, was aber höchſt unwahrſcheinlich [1]).

Wollte man den Feinden Maria's glauben, ſo müßte man annehmen, ſie hätte ſchon im Winter von 1565—66 mit Bothwell geliebelt. Allein damals betrieb der gräfliche Bandit ſeine Heirat mit der Lady Jane Gordon, einer Schweſter des Grafen Huntley, und die Königin bemühte ſich um das Zuſtandekommen dieſer Verbindung, welche zu Ende Februars von 1566 geſchloſſen wurde. Iſt es nun, muß man fragen, denkbar, daß eine verliebte Frau und zwar eine friſchverliebte Frau nichts Eiligeres zu thun habe, als den Geliebten an eine andere zu verheiraten? Kein Weiberkenner dürfte dieſe Frage bejahend beantworten.

Allein wozu Fragen aufwerfen und Antworten verſuchen über ein im Grunde ganz gleichgiltiges Problem? Ob Maria etliche Monate früher oder ſpäter der unheilvollen Gewalt Bothwells ſich anheimgab, ändert ja wenig oder nichts an der Sache. Denn dieſe Anheimgabe iſt

---

1) Auch ein neueſter und, wie mit Beſtimmtheit beigefügt werden darf, umſichtiger Erforſcher und Darſteller der Geſchichte Maria Stuarts, Jules Gauthier („Histoire de Marie Stuart", 3 vols. Paris 1869), hat den Schuldberg, welcher Bothwell heißt, nicht aus dem Leben ſeiner Heldin wegzuräumen vermocht und es iſt die ſchwache Seite ſeines Werkes, daß er auch da als Apologet aufzutreten verſucht, wo eine Apologie nicht nur ſchlecht am Platze, ſondern auch unmöglich iſt. Mit überzeugender Klarheit hat Gauthier dagegen die Fäden des Spiels bloßgelegt, welches Eliſabeth in Gemeinſchaft mit einem Theil des ſchottiſchen Adels gegen Maria ſpielte. Das Buch leidet leider da und dort an einem Anflug katholiſirender Tendenz, gereicht aber, als Ganzes betrachtet, der franzöſiſchen Hiſtorik wahrhaft zur Ehre. Ich will noch anmerken, daß zur Zeit, als ich meinen Eſſay ſchrieb, die bezüglichen Bücher von Petrick („Briefe der Maria Stuart an Bothwell und deren Unechtheit", 1873), Gädeke („Maria Stuart", 1879), Opitz („Maria Stuart", 1880) und Bekker (Maria Stuart, Darnley, Bothwell", 1881) noch nicht erſchienen waren. Nach pflichtmäßiger Kenntnißnahme von dieſen Unterſuchungen und Darſtellungen muß ich erklären, daß ich dadurch in meiner Auffaſſung der Charaktere, der Handlungsweiſe und des Verhältniſſes der beiden Königinnen nicht nur nicht erſchüttert, ſondern vielmehr noch beſtärkt worden bin.

eine Thatſache, welche keine Advokatenkunſt der Erde wegzulügen vermag.

Es ſteht feſt, daß die Königin, kaum von ihrem Wochenbette aufgeſtanden, zu Bothwell, welchen ſie als Königin mit Gunſtbezeugungen überſchüttete, auch als Frau in vertrautere Beziehungen getreten iſt. Ihr ganzes Gebaren dem Böſewicht gegenüber war notoriſch ein ſolches, daß er dadurch in ſeinen verwegenen Wünſchen und frevelhaften Entſchlüſſen beſtärkt werden muſſte. Allerdings that der kindiſchtrotzige Schmoller Darnley nach Kräften das Seinige, um ſeine Frau mehr und mehr bereuen zu machen, daß ſie eine „hohle Hopfenſtange“ geheiratet hatte. Allein weder dieſer Umſtand, noch die Zettelungen der eliſabethiſch geſinnten Adelsfraktion vermögen irgendwie das zu rechtfertigen, was Maria in den letzten Monaten von 1566 und in den erſten von 1567 theils zuließ theils mitthat.

Ihr Benehmen konnte gar nicht verdächtiger ſein, als es war, und es hätte unmöglich ſo ſein können, wie es war, falls ſie nicht der Beſtrickung durch Bothwell zu Ausgang des Jahres 1566 bereits erlegen geweſen wäre. Wollte man ſich in den Glaubenskreis von damals verſetzen, ſo müßte man, um die Handlungsweiſe der Königin zu erklären, ſagen, ſie wäre behext worden. Denn wie alles Verſtandes und Willens bar, folgte ſie den Antrieben des Banditen, welcher nach der Krone von Schottland griff.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Bothwell, indem er Darnley mordete, dieſe Schandthat nicht auf ſeine alleinige Rechnung, ſondern auch auf die der engliſchgeſinnten Adelspartei vollbrachte, und daß daher Morton, Lethington und viele andere Lords, Murray nicht ausgeſchloſſen, ſeine Mitſchuldigen geweſen ſind. Aber es ſteht feſt, daß Maria es war, welche, ſcheinbar mit ihrem Gemahl ausgeſöhnt, den von der Pockenkrankheit nothdürftig geneſenen Unglücklichen von Glasgow holte und in dem Hauſe Kirk of Field außerhalb der Ringmauer Edinburgs einquartirte, welches Haus für Bothwells mörderiſche Abſichten wie gemacht war. Es ſteht ferner feſt, daß die Königin am Abend des

9. Februar von 1567 mehrere Stunden lang in Darnley's Krankenzimmer verweilte, während im Untergeſtock ſchon die Vorbereitungen zu dem Mordklapf getroffen wurden, welcher, während Maria in der Banketthalle von Holyrood tanzte, nach Mitternacht das Haus mitſammt Darnley in die Luft ſchleuderte.

Mit Vorbringung dieſer Thatſachen will nicht etwa bewieſen werden, daß die Königin um Bothwells Mordplan gewußt, denſelben gebilligt und wiſſendlich zur Ausführung des Gräuels mitgewirkt hätte. Nein, ſondern nur das ſoll und muß dadurch für bewieſen gelten, daß ſie zur angegebenen Zeit ein willenloſes Werkzeug in Bothwells Bubenhänden geweſen ſei.

In Wahrheit, der Beweis für Maria's Mitſchuld an der Ermordung ihres Gatten iſt nicht geführt und wird wohl niemals zu führen ſein. Zwar haben, wie bekannt, nachmals, als die Königin eine Gefangene in England war, Murray und ſeine Parteigenoſſen dieſen Beweis beibringen zu können erklärt und haben denſelben in den Augen der Kommiſſäre der Königin Eliſabeth wirklich beigebracht. Aber, wohlverſtanden, nur in den Augen dieſer Kommiſſäre, welche nichts waren als die ſervilen Werkzeuge Burleighs und Walſinghams.

Und worin beſtanden dieſe angeblichen Beweiſe? In dem Inhalt der ſogenannten „ſilbernen" Kaſſette, welche Maria dem Bothwell geſchenkt und worin dieſer die von ihr an ihn gerichteten Briefe und Sonette verwahrt hätte. Als thatſächlich angenommen, der Bandit habe Briefe und Sonette von der Königin empfangen, waren es die echten Schriftſtücke, welche die ſilberne Kaſſette enthielt, als dieſelbe in England durch Murray eröffnet und geleert wurde? Kein Menſch kann das mit Grund behaupten. Denn nicht die Originale ſind von Murray und ſeinen Helfershelfern vorgebracht worden, ſondern nur Abſchriften, und vergebens haben die Bevollmächtigten Maria's die Vorlage der Originale verlangt, ja ſie haben ſogar vergebens gefordert, daß man wenigſtens die Abſchriften ihrer Gebieterin vorlegte,

damit dieſe darüber vernommen werden und angeben könnte, was an und in den Papieren echt oder falſch.

Kein Menſch, es wäre denn ein von allem Gerechtigkeitsſinne verlaſſener, wird einen alſo geführten Schriftbeweis für einen wirklich erbrachten erklären wollen. Aber es gehörte, wie leicht begreiflich, mit zum eliſabethiſchen Syſtem, die Königin von Schottland für des Mordes ihres Gemahls mitſchuldig gelten zu laſſen, und ſo wurden die Papiere des ſilbernen Käſtchens für durchweg echt erklärt und als echt ausgetrompetet. Maria ihrerſeits hat bis zu ihrem letzten Athemzug behauptet, daß ſie nicht Mitwiſſerin von Bothwells mörderiſcher Abſicht geweſen; ſowie, daß die mehrerwähnten als Schuldbeweiſe gegen ſie gebrauchten Papiere, welche man ſie ſchlechterdings nicht ſehen ließ, ganz oder theilweiſe gefälſcht ſeien. Wer die Skrupelloſigkeit der Politik Burleighs und Walſinghams, ſowie die Schurkerei der ſchottiſchen Spießgeſellen dieſer engliſchen Miniſter kennt, wird nicht anſtehen, die ſtarke Möglichkeit, die hohe Wahrſcheinlichkeit, um nicht zu ſagen die zweifelloſe Wirklichkeit einer veranſtalteten und verübten Fälſchung zuzugeben. Für einen Menſchen wie Lethington z. B. wäre ſo etwas nur ein Spaß geweſen und einen Lethington dazu anzueifern hätte ſich ein Burleigh oder Walſingham keinen Augenblick beſonnen.

9.

Wenn aber die Frage, ob Maria der Mitſchuld an dem ſchrecklichen Mord von Kirk of Field zu zeihen ſei, zu ihren Gunſten ſich erledigen mag, ſo iſt dies keineswegs der Fall mit der weiteren Frage: Hat ſie die mittels dieſes Mordes geſchaffene Situation nicht leichtſinnig angenommen?

Sie fand und fügte ſich ſo in dieſe Situation, daß ſie nothwendig als die Mitſchuldige Bothwells erſcheinen

mußte. Das ist der furchtbare Makel, welchen kein Anwalt von der Gestalt der Königin wegwaschen und wegätzen kann.

Daß Maria es verschmähte, am 10. Februar von 1567 die betrübte Witwe zu spielen, darf ihr keineswegs als Fehl angerechnet werden. Vor diesem verhässlichenden Zug wenigstens blieb ihre Gestalt bewahrt. Elisabeth hätte, an die Stelle ihrer Base versetzt, zweifelsohne an Darnley's Leiche ebenso leicht dicke Krokodilsthränen vergossen, wie solche Katharina die Zweite an der Leiche Peters des Dritten vergoß. Maria konnte oder wollte es nicht. Aber sie fehlte gegen die gewöhnlichsten Regeln des Anstandes, als sie es geschehen ließ, daß ihr ermordeter Gatte in der schluderigsten Weise bestattet wurde. Mußte sich da nicht jedermann die Erinnerung aufdringen, wie sorgsam sie darüber gewacht hatte, daß den Ueberresten Riccio's die letzte Ehre erwiesen würde? Und noch weiter ging der schneidende Kontrast. Damals hatte sie ihre ganze Befähigung und Thatkraft aufgeboten, um den Mord des italischen Geigers zu rächen, und hatte sie das energisch betriebene Strafgericht zu einem guten Theile durchgesetzt. Jetzt duldete sie, daß die inbetreff der Ermordung ihres Gemahls langsam und lässig angehobene Untersuchung und die derselben folgende Procedur wie ein augenscheinliches Possenspiel betrieben wurde. Sie scheute sich sogar vor Schlimmerem nicht: während so zu sagen jedermann mit Fingern auf Bothwell als auf Darnley's Mörder hinwies, während öffentliche Maueranschläge ihn bestimmt als solchen bezeichneten, trug die Königin nicht einmal Sorge, die Gunst, in welcher der Bandit bei ihr stand, auch nur einigermaßen zu verbergen.

Das war denn doch ein Aergerniß sondergleichen. Aber dieses Aergerniß sollte sich noch beträchtlich steigern, sollte zu einer wahrhaft ungeheuerlichen Potenz des Schandbaren erhoben werden: — Maria heiratete den offenkundigen Mörder ihres Gatten.

Diese ganze Heiratsgeschichte ist ein Abgrund von Frevel und Schmach.

Allerdings war die Königin das Opfer von Bothwells frechen Ränken, aber war ſie es nicht freiwillig? Kein Menſch von Wahrheitsgefühl kann dieſe Frage verneinen. Wie kann ein Apologet die Stirne haben, ernſthaften Männern den angeblich gewaltſamen Ueberfall Maria's bei Foulbriggis durch Bothwell am 24. April 1567 und ihre Entführung nach Dunbar als etwas Ernſthaftes aufbinden zu wollen? Wie kann man lügen, die Königin hätte ſich der Gewalt — wohlverſtanden, der materiellen Gewalt des Banditen nicht zu entziehen vermocht? Hatte ſie doch früher und hat ſie doch ſpäter hinlänglich bewieſen, daß ſie das Talent und die Kraft beſaß, unter viel ſchwierigeren Verhältniſſen ihren Willen durchzuſetzen und ſich durch ganz andere Hinderniſſe Bahn zu brechen. Sie, welche nach Riccio's Ermordung aus Holyrood entkommen war, ſie, welche nachmals ſogar aus ihrer ſtrengen Haft zu Lochleven zu entwiſchen wußte, ſie hätte im April von 1567 nicht aus Dunbar herauszukommen vermocht? Die Wahrheit iſt, ſie wollte nicht. Sie wollte vielmehr den elenden Schurken zum Manne haben, welcher ihren Geiſt völlig unterjocht hatte. Mit ſchamloſer Haſt wurde die Vollziehung des ſündhaften Bündniſſes betrieben, und nachdem eine formloſe Scheidung Bothwells von ſeiner Frau erſchlichen worden, reichte die Witwe Darnley's ſeinem Mörder am 15. Mai in Holyrood vor dem Altar die Hand.

Am folgenden Morgen fand man an das Schloßthor den Pentameter Ovids geſchrieben:

„Mense malas maio nubere vulgus ait“ [1]) . . . .

Falls es überhaupt etwas gäbe, was die bethörte Königin entſchuldigen könnte, ſo wäre dieſes etwas das Gebaren, welches der ſchottiſche Adel bei Gelegenheit der Ermordung Darnley's und der Heirat Maria's mit Bothwell eingehalten hat. Auch mit Aufbietung aller Liſt und Macht, deren ſie fähig und habhaft, hätten die Königin

1) Vetteln heiraten im Mai, alſo behauptet das Volk.

und der gräfliche Bandit die Proceſſirung des letzteren nicht zu einer ſolchen wüſten Verhöhnung von Recht und Gerechtigkeit, wie ſie war, zu machen vermocht, falls nicht die Ariſtokratie in ihrer überwiegenden Mehrzahl mittelbar und unmittelbar dazu mitgeholfen hätte. Seine mitſchuftigen Mitpeers ſprachen den Mörder frei und dieſe Lumpe von Lords gingen noch weiter. Achtundzwanzig derſelben, acht katholiſche und proteſtantiſche Prälaten und zwanzig proteſtantiſche und katholiſche Grafen, Barone, Lords und Lairds, ſchloſſen, unterzeichneten und beſiegelten am Abend des 19. April einen förmlichen „Bond“ zu Gunſten Bothwells. Im erſten Theile dieſes charakteriſtiſchen Aktenſtückes erklärten ſie „bei Edelmannswort und Edelmannstreue“ den Grafen Bothwell für völlig unſchuldig an Darnley's Ermordung; im zweiten gaben ſie der Königin den Rath, ſie möchte „in Betracht der vortrefflichen Eigenſchaften und guten Dienſte Bothwells“ dieſen zum Gemahle nehmen.

Daß dieſer „Bond“ die Königin in ihrer wahnſinnigen Bethörung beſtärken mußte, iſt klar. Kaum weniger klar iſt, daß dieſe Machenſchaft, natürlich von Bothwell angezettelt, eifrig von der im engliſchen Solde ſtehenden Partei, welche das Verderben Maria's wollte, unterſtützt wurde. Aber wunderlich muß es erſcheinen, daß der Bund vom 19. April auch von dem Biſchof von Roſſ und von Lord Herris unterzeichnet worden iſt, welche beide ſich ſpäter als unverbrüchlich treue Anhänger ihrer Königin erwieſen haben. Entweder waren dieſe Herren damals noch nicht von der Schuld Bothwells überzeugt, was ſehr unwahrſcheinlich iſt, oder aber hatte ſich dem ſchottiſchen Adel der Unterſchied von Recht und Unrecht ſo völlig verwiſcht, daß ſelbſt die beſſeren ſeiner Mitglieder gar kein Gefühl mehr dafür hatten, was ſehr glaublich.

Kaum hatte ſich nun Maria unwiderruflich kompromittirt und unlöſlich verſtrickt, als, von der Hand Burleighs geſchürt, ein Aufſtand gegen die „Kebſe des mörderiſchen Bothwell“ losbrach. Schon im Juni erhob ſich eine große

Anzahl von Baronen in Waffen. Treffend hat Scott bemerkt: „Sie hatten die unglückliche Königin in die Arme Bothwells geſtoßen, ſie hatten ſie den Gelüſten dieſes Schurken überlaſſen ohne für ſie eine Lanze zu erheben oder ein Schwert zu ziehen; erſt dann, als Maria an den Böſewicht gekettet war, ſchlugen ſie Alarm.“ Die Rebellion war anfangs, falls man nämlich den officiellen Verſicherungen der Rebellen glauben wollte, nur gegen den Gemahl der Königin gerichtet; allein es lag ja in den Verhältniſſen, daß Maria kaum einen Monat nach ihrer unſeligen Heirat ihre Sache nicht von der ihres Mannes trennen konnte. Die Folge war, daß das von ihr zuſammengebrachte Heer auf den Höhen von Karberry auseinanderlief, Bothwell flüchtig werden, und die Königin ſich den aufſtändiſchen Lords als Gefangene ergeben mußte (15. Juni). Bothwell wurde hierauf aus einem Banditen ein Pirat, fiel an der Küſte von Norwegen den Dänen in die Hände und endigte ſeine Frevelbahn in einer Kaſematte von Malmö. Ihre beſiegte Königin thürmten die ſiegreichen Rebellen in der Inſelburg Lochleven ein, allwo ſie der herben Aufſicht einer entſchiedenen Haſſerin unterſtellt war, der Lady Douglas, weiland Margarethe Erſkine, Maitreſſe Jakobs des Fünften, Mutter Murray's. Dieſer übernahm die Regentſchaft im Namen ſeines Säuglings von Neffen. Die eliſabethiſche Politik hatte demnach vollſtändig in Schottland triumphirt. Der Regent des Landes war thatſächlich nur der Statthalter der Königin von England. Murray und ſein Anhang gingen noch weiter. Sie erklärten nämlich die Gefangene von Lochleven für des Thrones unwürdig und verluſtig und ließen ſie durch den brutalen Lindſay zwingen, ihre Abdankung zu unterzeichnen, worauf ſie das Kind Jakob krönten und als Jakob den Sechſten proklamirten. Alles Widerſtreben der eingekerkerten Königin war umſonſt. Sie konnte nur gegen ihre Thronentſagung als gegen eine gewaltſam erzwungene proteſtiren. Ihr bittweiſe und wiederholt gemachtes Anerbieten, vor einem rechtmäßigen Parlament gegen die auf ſie gehäuften Beſchuldigungen ſich zu ver-

theidigen, fand keine Beachtung. Die reformirten Kanzeln erdröhnten von den gegen die Gefangene geschleuderten Beschimpfungen und Flüchen. Knox und andere Prädikanten forderten in wuthschäumenden Ergüssen den Tod Maria's. Die „Religion der Liebe" führte sich gewohntermaßen wieder einmal sehr liebevoll auf.

Die Königin war beschimpft, geschlagen und gefangen, aber sie fühlte und gab sich nicht besiegt. Wohl mußte der Rückblick auf die unselige Bothwelliade sie zu Boden drücken, allein die Elasticität ihres Geistes widerstand diesem Druck und zum tödtlichen Aerger der griesgrämigen Burgfrau von Lochleven trug die Gefangene das Haupt so hoch und stolz, wie nur jemals eine Königin es getragen hat.

Lady Douglas sollte aber noch mehr Grund zum Aerger und Kummer erhalten. Ihr eigen Fleisch und Blut empörte sich wider sie: ihr achtzehnjähriger Sohn George Douglas trat in Einverständniß mit der Gefangenen und arbeitete an der Befreiung derselben. Nicht aus romantischer Liebesleidenschaft, wie da und dort, besonders in Walter Scotts vortrefflichem Roman „The abbot", rührend zu lesen ist. Der junge Mensch war so habsüchtig, wie nur jemals ein Schotte gewesen, und wollte mit der Befreiung Maria's einfach ein Geldgeschäft machen. Mit Beihilfe des Pagen seiner Mutter, Willie Douglas, welcher vielleicht ein von der Bank gefallener Halbbruder von George war, gelang es ihm, die Entweichung der Königin aus Lochleven vorzubereiten und in der Abenddämmerung vom 2. Mai 1568 glücklich zu bewerkstelligen.

Kaum in Freiheit, hatte Maria ein Heer um sich, was immerhin beweist, daß sie keineswegs in den Augen aller Schotten oder auch nur der Mehrzahl derselben das „scharlachene Weib" gewesen ist, für welches fanatische Bonzen sie ausschrieen. Allein die Barone, welche ihre Vasallen der Königin zuführten, besaßen weit mehr Muth und Eifer als Geschicklichkeit. Sie überstürzten, die Warnungen der einsichtigeren unter ihnen in den Wind schlagend, die Entscheidung, indem sie die ihnen am 13. Mai bei Langside

vonſeiten Murray's gebotene Schlacht annahmen, welche für die Armee Maria's zu einer entſchiedenen Niederlage ausſchlug. Nach einer jammervollen Flucht erreichte die Königin zwei Tage ſpäter die Abtei Dundrennan. Hier faſſte ſie den böſen Entſchluß, ein Aſyl in England zu ſuchen, d. h. ihrer Todfeindin ſich in die Hände zu geben. Vergebens beſchwor Lord Herries ſeine Gebieterin, Schottland nicht zu verlaſſen. Eine grauſame Proklamation, welche Murray von der Walſtatt von Langſide aus gegen ſeine beſiegte Schweſter geſchleudert hatte, gelangte nach Dundrennan und machte auf Maria einen Eindruck, als fühlte ſie den Boden Schottlands unter ihren Füßen brennen. Sie ſchrieb an Eliſabeth, daß ſie nur noch auf Gott und ihre Baſe hoffte, und am 16. Mai fuhr ſie in einem Fiſcherkahn von Dundrennan über den Solway nach Workington in Kumberland hinüber.

Im Schloſſe zu Karliſle wurde ſie zehn Tage ſpäter durch Lord Skrope und Sir Francis Knollys im Namen der Königin von England begrüßt: aber in ſo zurückhaltender Weiſe, daß Maria ſchon daraus entnehmen konnte, wie ſehr ſie ſich getäuſcht hätte, wenn ſie wähnte, bei Eliſabeth Beiſtand und Hilfe zu finden. Skrope und Knollys ſchrieben an ihre Herrin: „Nach den mit der Königin von Schottland geführten Geſprächen zu ſchließen, beſitzt ſie einen anſchlägigen Kopf und eine beredſame Zunge; ebenſo, wie uns ſcheint, ein hochſinniges Gemüth und eine große Energie.“ Das klang in den Ohren Eliſabeths ſehr unliebſam. Aber die verhaſſte Nebenbuhlerin war ja in ihrer Gewalt und ſollte darin bleiben. Das ſtand ſofort feſt. Unter keiner Bedingung durfte Maria mehr nach Schottland zurückkehren, über welches Land man ja jetzt nach ihrer Entfernung mittels der Murray, Morton und Kompagnie vollſtändig Herr war. Aber man muſſte den Schein wahren, insbeſondere Frankreich gegenüber, um jede Möglichkeit eines Einſchreitens zu Maria's Gunſten von dorther abzuſchneiden. Die entthronte und gefangene Königin ſollte demnach eines blaſſen Anſcheins von Freiheit und Königſchaft ge-

nießen, so daß man je nach den Umständen sie hervorziehen oder zurückschieben, mit ihr unterhandeln, sie den schottischen Baronen, falls sich dieselben etwa mausig machen wollten, als Schreckbild zeigen, kurz, als ein Werkzeug der elisabethischen Politik handhaben könnte.

In Wahrheit ist Maria Stuart von der Stunde an, wo sie den Fuß auf englischen Boden gesetzt hat, eine Gefangene gewesen, obzwar man ihr einen kleinen Hofhalt gestattete, dessen Kosten sie vorzugsweise mittels ihres französischen Witthums deckte. Es hätte härter ausgesehen, wäre aber viel weniger grausam gewesen, so Elisabeth ihre Base von Anfang an in strengem Gewahrsam halten ließ. Denn dadurch wären der Gefangenen die Mittel entzogen worden, gegen ihre Feindin jenen vieljährigen und fruchtlosen Verschwörungskampf zu unterhalten, welcher nothwendig zu einer schrecklichen Katastrophe führen mußte. Daß Maria zu diesem Kampfe vollauf berechtigt war, kann gar keiner Frage unterstehen. Man mag dem eingekäfigten Falken hundertmal vorschwatzen, er möge sich in sein Schicksal ergeben und geduldig hinnehmen, was über ihn verhängt sei: der Falk wird darum doch nicht aufhören, den Versuch zu machen, ob sich der abscheuliche Käfig nicht so oder so zertrümmern ließe.

10.

Aber der Käfig war fest. Der Falk hat sich nur das Gefieder und schließlich das Leben an dem Gitterwerke zerstoßen und gebrochen.

Neunzehn Jahre lang hatte Maria das bittere Brot der Gefangenschaft zu essen. Je nach der Laune Elisabeths ist sie von einem Kerkerschloß ins andere, von dem dritten ins vierte, fünfte, sechste geschleppt worden, oft mitten im strengsten Winter, ohne alle Rücksicht auf die bald sehr

leidend gewordene Geſundheit der Gefangenen, in unbequeme, kalte und feuchte Gelaſſe. Fotheringay war die letzte Station auf dieſem ihrem Lebenswege, der finſtere Puritaner Amyas Paulet ihr letzter Kerkermeiſter.

Man muß der unglücklichen Frau nachrühmen, daß ſie auch als widerrechtlich gefangen gehaltene den Streit mit ihrer Feindin lange Zeit hindurch mit großer Geduld und Ehrenhaftigkeit geführt hat. Immer wieder getäuſcht, ergab ſie ſich doch immer wieder der Hoffnung, auf anſtändige Bedingungen hin mit Eliſabeth zu einem Uebereinkommen gelangen zu können. Später freilich iſt ihr Herz in Galle geſchwommen und wie hätte es auch anders ſein können? Sie ſah alle ihre Entwürfe ſcheitern, ſie mußte erfahren, daß ihre Freunde auf Schaffoten verbluteten oder in Gefängniſſen verkümmerten oder im Exile darbten. Ihre Phantaſie war getrübt, ihr Gemüth verbittert, ihr Leib gebrochen. Sie war vor der Zeit gealtert, die Haare fielen ihr aus, ihr Magen verſagte die Verdauungsarbeit, nur mühſälig und nur wenige Schritte weit vermochte ſie ſich auf ihren geſchwollenen Beinen zu bewegen. Den ſchmerzlichſten Stoß führte die Feindin auf ſie, indem ſie ihr den Sohn, das einzige Kind, entfremdete. Jakob der Sechſte verkaufte ſo zu ſagen ſeine Mutter an die Königin von England um etliche tauſend Pfund jährlich, d. h. er bezog eine Penſion von Eliſabeth unter der ſtillſchweigenden Bedingung, nichts zu Gunſten der Eingekerkerten zu unternehmen. Der fiſchblütige junge Halunke kaufte ſich von ſeiner Sohnespflicht mittels eines Kynismus los, indem er von ſeiner Mutter ſagte: „Mag ſie das Bier hinunterwürgen, welches ſie gebraut hat.“

Einmal iſt dann auch der Groll und Zorn, wie er ſich in der gequälten Frau jahrelang angeſammelt und geſtaut hatte, überſchwellend ausgeborſten und zwar in Form jenes berüchtigten Briefes, welchen Maria im November von 1584 an Eliſabeth ſchrieb. Sie riß darin der ſcheinheiligen Feindin die Maſke der Jungfräulichkeit ab und rückte derſelben in keineswegs ſehr zarten Ausdrücken alle die

Buhlereien und Unzüchtigkeiten vor, welche Elisabeth nach der Aussage ihrer gewesenen Ehrendame, der Gräfin Shrewsbury, mit Leicester, Hatton, Simier und dem Duc d'Alençon getrieben hätte. Auch die gränzenlose Eitelkeit, sowie der brutale Jähzorn der Tochter Heinrichs des Achten erhielten in dieser Epistel ihr gehöriges Theil.

Wahrscheinlich ist dieser Brief niemals an Elisabeth gelangt, sondern von den Spähern und Kundschaftern, womit Burleigh und Walsingham die gefangene Königin umringt hielten, aufgefangen worden. Die englischen Minister mochten es für ganz überflüssig halten, den ohnehin regen Zorn ihrer Gebieterin durch eine Zuschrift dieser Art noch mehr anzufachen, und es war in der That überflüssig. Elisabeth hasste ihre Gefangene schon darum sattsam, weil sie derselben so viel Unheil bereitet und so schnödes Unrecht angethan hatte. Aber sie fürchtete die Gehasste auch und sie hatte Grund dazu. Maria war erst in der Gefangenschaft so recht die Hoffnung der englischen Katholiken, wie die Bundesgenossin des Papstes, der Guisen und des Königs von Spanien geworden, welche alle mitsammen der Königin von England nicht allein nach der Krone, sondern auch nach dem Leben strebten. Philipp der Zweite hatte gegen Elisabeth gerichtete Mordanschläge zu wiederholten malen mit seinem Staatsrathe diskutirt, und daß der mordbrütende Geist des Jesuitismus, welcher im August von 1572 den kolossalen Gräuel der Bartholomäusnacht angestiftet und vollbracht hatte, noch in voller Giftblüthe stand, das war neuerlich durch den 10. Juli von 1584 erwiesen worden, an welchem Tage die Mordkugel des von den Jesuiten gehetzten Balthasar Gerard zu Delft die Brust Wilhelms von Oranien durchbohrte.

Es ist daher nur gerecht, anzunehmen, daß Elisabeth im Jahre 1586 nicht allein an die Wirklichkeit einer bevorstehenden spanischen Invasion und eines damit verbundenen Aufstandes der englischen Katholiken glaubte, sondern auch daran, daß wesentlich die Umtriebe Maria's und ihrer Anhänger diese Gefahr herbeigeführt hätten. Nicht minder

traute die Königin den Verſicherungen ihrer Miniſter, daß die Gefangene von Fotheringay in das mit dem Projekt einer ſpaniſchen Landung in England auf's engſte verbundene Mordkomplott, an deſſen Spitze Babington ſtand, vollkommen eingeweiht wäre und demnach ihre, Eliſabeths, von dem Genannten und ſeinen Mitverſchworenen geplante Ermordung ausdrücklich gutgeheißen hätte.

Dieſes Komplott beſtand, keine Frage; aber es war von Walſingham, wenn nicht angeſtiftet, ſo doch mittels gewiſſenloſer, auf das Verderben Maria's gerichteter Polizeikünſte aufgepäppelt und großgezogen worden. Die ganze Machenſchaft ähnelt auffallend den Komplotteſindungen, wie ſie der Bonapartismus zur Zeit des angeblichen Onkels wie zur Zeit des ſogenannten Neffen als ein beliebteſtes und wirkſamſtes Regierungsmittel handhabte, — Komplotteſindungen, auf welche der alte Bauernſpruch:

„Mattheis
Bricht 's Eis;
Find't er keins,
So macht er eins —"

wie angemeſſen paſſt. . . . Maria hat ihrerſeits nicht beſtritten, daß ſie um das ſpaniſche Invaſionsprojekt wußte und daſſelbe billigte. Warum auch hätte ſie es nicht billigen ſollen? Verſprach ihr daſſelbe doch Erlöſung aus einer achtzehnjährigen Gefangenſchaft, in welcher ſie wider alles Völkerrecht gehalten wurde, von den Geboten der Menſchlichkeit ganz zu ſchweigen. Wer ſodann weiß, daß die Menſchen nichts weniger als Engel ſind und daß die chriſtliche Phraſe „Liebe deine Feinde und thue wohl deinen Haſſern!" vor den thatſächlichen Leidenſchaften und Intereſſen verſchwindet wie Nebel vor dem Morgenwinde, würde ſich nicht ſehr darüber verwundern, ſo Maria kein Bedenken getragen hätte, ſelbſt das Leben ihrer Feindin als Preis für ihre Befreiung und Wiederherſtellung zu bezahlen.

Allein die unglückliche Gefangene hat der Bezichtigung, um Babingtons Mordplan gewußt und denſelben gebilligt zu haben, ein energiſches Nein entgegengeſetzt und daſſelbe

bis zuletzt aufrecht erhalten, während sie ihr Einverständniß mit der großen katholischen Kombination ohne weiteres zugab. Man wollte sie mittels eines von Babington an sie geschriebenen Briefes und mittels ihrer Antwort auf denselben überweisen: sie forderte die Vorlage der Originale, indem sie dem Staatssekretär Walsingham ins Gesicht sagte, er wäre ganz der Mann dazu, ihre durch seine Spione aufgefangene und durch seine Hände gegangene Korrespondenz gefälscht zu haben. Die Originale wurden aber der Angeklagten jetzt so wenig vorgelegt wie damals, als es sich um die Papiere des „silbernen Kästchens" gehandelt hatte.

11.

Ueberhaupt war die Procedur, welcher Maria im Herbste von 1586 unterworfen wurde, von A bis Z ein grober Spott auf alle Rechtspflege, eine ebenso schamlose Verhöhnung des Rechtes, wie der Proceß Bothwells eine gewesen.

An die Spitze der untersuchenden und richtenden Kommission, welche Elisabeth ernannte, wurden Maria's Todfeinde Burleigh und Walsingham gestellt, die es als eine Hauptaufgabe ihrer Staatsmännischkeit betrachteten, der Angeklagten das Leben zu nehmen. Man scheute nicht vor der Rohheit zurück, der kranken, gebeugten und verlassenen Frau keinen Rechtsbeistand und Anwalt zu gestatten. Man ging in einer Weise vor, welche es rein unmöglich machte, die Wahrheit zu finden. Sowie Maria erfuhr, daß man sie in das Mordkomplott Babingtons verwickeln wollte, verlangte sie mit diesem und seinen Mitschuldigen konfrontirt zu werden. Umsonst. Man beeilte sich vielmehr, Babington und seine Mitverschworenen hinzurichten, damit der angeklagten Königin jede Berufung auf diese Zeugen abgeschnitten wäre. Maria, welche in ihrem souveränen Königsbewußtsein es ganz gut hätte ablehnen können, ihren Anklägern

Rede zu ſtehen und Antwort zu geben, that alles ihr Mögliche, um die Falſchheit der ſchwerſten auf ſie gehäuften Beſchuldigung zu erweiſen; ihre Richter dagegen, welche nur ihre Henker geweſen ſind, wandten gleichermaßen Liſt und Brutalität auf, um dieſe Abſicht der Unglücklichen zu vereiteln und das Opfer wehrlos zu machen.

Sogar ihre bitterſten Feinde haben nicht zu beſtreiten gewagt, daß, als Maria am 14. Oktober in der großen Halle von Fotheringay vor ihren Richtern erſchien, ihre Haltung voll edelſter Faſſung und Würde war. Auf die vonſeiten Burleighs an ſie ergangene Aufforderung, die gegen ſie gerichtete Anklageakte anzuhören, gab ſie dieſe Erklärung ab: „Ich bin nach England gekommen, um den Beiſtand nachzuſuchen, welcher mir verſprochen worden war. Jedermann weiß, daß ich allem Recht und allen Geſetzen zuwider als Gefangene in dieſem Lande zurückgehalten worden bin. Was eure Kommiſſion angeht, ſo hat niemand das Recht, eine ſolche zu beſtellen, weil niemand über mir ſteht. Ich bin als freie und ſouveräne Fürſtin geboren und nur Gott für meine Handlungen verantwortlich. Ich anerkenne in euch weder meine Pairs noch meine Richter, und wenn ich einwillige, euch Rede zu ſtehen, ſo geſchieht das nur, weil ich will und um zu beweiſen, daß die gegen mich gerichteten Anklagen falſch und verleumderiſch ſind.“

Im Verlaufe der Verhandlung bemerkte ſie mit Bitterkeit, man habe Babington hingerichtet, um die von ihr begehrte Konfrontation mit ihm unmöglich zu machen, und fügte die Frage hinzu, warum man denn nicht wenigſtens ihre beiden verhafteten Sekretäre Nau und Kurle herbeigebracht hätte, um ſie ihr, wie ſie verlangte, gegenüberzuſtellen. Es würde wohl geſchehen ſein, ſo man ſicher wäre, daß dieſe Zeugen ihre angeblichen Geſtändniſſe auch in ihrer, der Angeklagten, Gegenwart wiederholten. Daß ſie, wie die Vorbringung dieſer Zeugen, ſo auch die der Originale der ihr zugeſchriebenen brieflichen Aeußerungen gegenüber von Babington vergeblich forderte, iſt ſchon erwähnt worden. „Man gründet Beſchuldigungen auf meine Briefe — rief

ſie aus — und man beraubt mich, indem man mir die Mittheilung der Originale verweigert und mir meine Papiere wegnahm, aller Mittel, die Falſchheit dieſer Beſchuldigungen darzuthun.“ Schließlich ſagte ſie: „Meine einzigen Verbrechen ſind meine Geburt, die Beſchimpfungen und Leiden, welche man mir angethan hat, und die Religion, welche ich bekenne. Auf meine Geburt bin ich ſtolz; die mir widerfahrene Unbill weiß ich zu verzeihen, und was meine Religion betrifft, ſo iſt ſie mir Troſt und Hoffnung in meiner Trübſal und bin ich bereit, ſie mit meinem Blute zu beſiegeln. Allzeit habe ich das Leben der geringſten Kreatur Gottes geachtet. Es liegt viel mehr in meiner Natur, zu beten wie Eſther als das Schwert zu ergreifen wie Judith. Im übrigen wäre es thöricht, es auf den Urtheilsſpruch von Menſchen ankommen zu laſſen, welche meine notoriſchen Feinde ſind. Ich verlange, angeklagt zu werden und mich vertheidigen zu dürfen vor dem Parlament von England, in Gegenwart der Königin und ihres Staatsraths.“

Eitle Berufung! Am 25. Oktober verſammelte ſich die Kommiſſion ſtatt zu Fotheringay in Weſtminiſter und ſprach die Königin von Schottland, ohne ſie noch einmal zu hören, nach dem ganzen Umfange der Anklage ſchuldig. Nur *einer* der Richter, Lord Zouch, trug Scham und Scheu, dieſem Schand- und Spottverfahren durch ſein Ja beizuſtimmen. Der gefällte Spruch, welcher ſelbſtverſtändlich von den beiden Häuſern des Parlaments beſtätigt und von der Bevölkerung Londons mit tobender Freude begrüßt wurde — die Regierung hatte Sorge getragen, den „proteſtantiſchen Geiſt“ gehörig zu kitzeln und die öffentliche Meinung mit einer ungeheuren Schüſſel voll „papiſtiſcher“ Schauergeſchichten zu traktiren — der gefällte Spruch war ein Todesurtheil, deſſen Vollziehung nur von der Laune Eliſabeths abhing.

Die Manier nun, wie ſich die Königin als zwiſchen den Forderungen des Staatswohls und ihren Bedenklichkeiten ſchwankend darſtellte; die infame Zumuthung, welche

ſie mehr oder weniger offen ihrer Umgebung machte, man ſollte ſie von ihrer Baſe „befreien“, ohne daß eine Hinrichtung ſtattzufinden brauchte [1]); die Art und Weiſe, wie ſie ſich ihre Unterſchrift zu Maria's Todesurtheil ſcheinbar abliſten oder abnöthigen ließ; die ſchamloſe Heuchelei, womit ſie nachmals behauptete, die Hinrichtung ſei ohne ihr Wiſſen und wider ihren Willen geſchehen: — das alles hat etwas ſo entſchieden Kätziſches, daß ſich jeder geſunde Sinn davon angewidert fühlen muß.

12.

Die Miniſter Eliſabeths wußten recht wohl, daß und wie ſehr ſie im Sinne ihrer Gebieterin handelten, wenn ſie dieſelbe weiter nicht mehr mit der Sache behelligten, ſondern die Vollziehung des von der Königin unterfertigten Todesurtheils auf ſich nahmen. Sie thaten danach.

Am 6. Februar von 1587 trafen demnach die Grafen von Shrewsbury und Kent und Maſter Beale in Fotheringay ein und am folgenden Tage traten ſie, begleitet von Paulet und dem Sheriff der Grafſchaft Northampton, vor Maria, um ihr anzukündigen, daß ſie ſterben müßte. „Im Namen Gottes“ — gab ſie zur Antwort — „geſegnet ſei dieſe Botſchaft! Denn mich verlangt ſehr, dieſe Welt zu verlaſſen.“

1) Eliſabeth hatte ſchon im Auguſt von 1586 in dieſem Sinne einen wahrhaft diaboliſch argliſtigen Brief an Amyas Paulet geſchrieben. Der rauhe, aber ehrliche Puritaner verſtand nicht oder wollte nicht verſtehen. Später ſchrieben Walſingham und Daviſon deutlicher an ihn und machten ihn aufmerkſam, daß er der Königin einen großen Dienſt erwieſe, ſo er ſie im Geheimen von Maria Stuart „befreite“. Paulet wies die ſchändliche Zumuthung mit großer Entrüſtung zurück. Als Daviſon die Königin davon in Kenntniß ſetzte, brach ſie in Schelt- und Schimpfworte aus über den „affektirten Formenreiter“.

Dann erklärte sie ruhig aber fest, daß sie das Opfer eines Justizmordes sei, verurtheilt von einem Tribunal, welchem nicht das geringste Recht über sie zustand, und eines Verbrechens halber, dessen sie schuldlos. „Ich rufe Gott als Zeugen an" — schloß sie, die Hand auf ein vor ihr liegendes Neues Testament legend — „daß ich den Tod der Königin von England niemals gewollt, gebilligt oder gesucht habe." Und als der Graf von Kent Lümmel genug war, sie anzuschnarchen: „Das ist ein papistisches Testament und Euer Schwur hat also gar keinen Werth!" führte sie den stupiden Fanatiker würdig ab mit der Entgegnung: „Das ist die von der katholischen Kirche anerkannte Uebersetzung. Eure Herrlichkeit muß demnach folgerichtig meinen darauf gethanen Schwur für heiliger anerkennen, als wenn ich auf eure Uebersetzung geschworen hätte, an welche ich nicht glaube."

Sie forderte hierauf die Zulassung eines katholischen Priesters, um sich zum Tode vorbereiten zu lassen. Die Kommissäre schlugen es ab, weil davon nichts in ihrer Instruktion stände. Der Graf von Kent wollte ihr dann einen protestantischen Tröster oder Bekehrer aufdringen, den Dechanten von Peterborough. „Nein" — sagte Maria — „ich will in dem Glauben meiner Väter sterben." Worauf Kent: „Ha, Madame, bei einer solchen Verstocktheit wäre Euer Leben der Ruin unserer Religion und wird Euer Tod sie retten."

Dieser Ausruf ließ einen Stral von Freude über das Antlitz der Königin gleiten, und als die Kommissäre abgetreten waren, wandte sie sich zu ihren Dienerinnen mit den Worten: „Nun wohl, habe ich es euch nicht gesagt? Ich wußte, daß sie mich tödten würden: ich war ein zu großes Hinderniß für ihren Glauben. Aber wie bin ich glücklich! Man hat behauptet, ich sei zum Tode verdammt, weil ich gegen das Leben der Königin von England konspirirt hätte, und nun ließ sich dieser Graf von Kent das Geständniß entwischen, daß es meines Glaubens wegen geschehen sei."

Das Schaffot war in der großen Halle des Schloſſes aufgeſchlagen. Mittwochs den 8. Februar (a. St.) um 8 Uhr Morgens beſtieg Maria Stuart daſſelbe. Mit welcher Faſſung und Würde, iſt bekannt. Da ihr rauher Kerkermeiſter Paulet bemerkte, daß ſie ſich nur mühſam auf ihren kranken Beinen hielt, bot er, vom Mitleid angefaſſt, ihr zum Hinaufſteigen den Arm. Sie nahm das Anerbieten an und ſagte freundlich: „Habt Dank! Das iſt die letzte Mühe, welche ich Euch mache.“ Als Marie Antoinette am 16. Oktober von 1793 die Treppe zur Guillotine hinanſtieg, trat ſie unverſehens dem Henker Samſon auf den Fuß und bat es ihm ſofort ab mit den Worten: „Entſchuldigen Sie, Monſieur; ich that es nicht abſichtlich.“ Es liegt eine Poeſie von rührender Gewalt darin, Worte voll Sanftmuth und Güte von Lippen kommen zu hören, welche die Grauſamkeit der Menſchen ſchon in der nächſten Minute für immer verſchließt.

Ebenfalls ſanft, obzwar entſchieden, wies Maria die bonzenhafte Unverſchämtheit des Bekehrungsverſuches zurück, womit der Dechant von Peterborough die ſchon neben dem Blocke Stehende beläſtigte.

Aber die Weltgeſchichte liebt es, in die tragiſchen Schlagſchatten großer Kataſtrophen hinein mitunter die Streiflichter einer gräſſlichen Komik fallen zu laſſen.

Ein ſolches Streiflicht zuckte über das ſchwarzbehangene Blutgerüſt hin, als der tödtliche Beilſtreich auf Maria's Hals gefallen war. Der Henker faſſte den abgeſchlagenen Kopf bei den Haaren, aber dieſe blieben ihm in der Hand, während das glatzköpfige Haupt auf und über den Boden hinrollte.

Seine Verblüffung überwindend, raffte der Henker es auf, hob es empor und rief: „Gott erhalte die Königin Eliſabeth!“ Worauf der Dechant von Peterborough, um die Stimme der „Religion der Liebe“ vernehmen zu laſſen: „So mögen alle Feinde der Königin vernichtet werden!“ Nur *eine* Stimme, die des Grafen von Kent, ſagte „Amen“ . . .

Die Siegerin Eliſabeth überlebte ihr Opfer um ſechszehn

Jahre. Sie hat 45 Jahre lang, wie der gäng und gäbe Ausdruck lautet, glorreich (glorious) regiert. Ihrer bis zur Narrheit gehenden Gefallſucht iſt ſie immer treu geblieben. Noch als Greiſin ſpielte ſie das junge Mädchen. Noch in den Jahren 1601 und 1602 ließ die alte Kokette ſich von ihrem ſklaviſchen Hofe bewundern und beklatſchen, wenn ſie mit zahnloſem Munde zur Laute ſang oder mit gichtbrüchigen Beinen die Gaillarde tanzte. Nur in unbewachten Augenblicken ſchuf ſich inmitten äußerlicher Erfolge das Gefühl innerlicher Leere Bahn und ſie ſagte dann, ſie wäre des Lebens ſatt, weil nichts mehr ihren Geiſt anſpräche oder ihr Vergnügen machte. Das Glück jedoch blieb ihr zugethan bis zuletzt: am 3. April von 1603 iſt ſie eines ſanften und ſchmerzloſen Todes geſtorben.

Der altfränkiſche Montesquieu, welcher in der Geſchichtewiſſenſchaft noch nicht ſoweit war, zu glauben, daß die einzigen Maßſtäbe des hiſtoriſchen Urtheils Erfolg oder Nichterfolg hießen, hat gemeint, „die Stellen, welche die Nachwelt (geſchichtlichen Perſonen) anweiſ't, hängen wie die von der Mitwelt vergebenen von den Launen des Glückes ab“ — und altfränkiſch geſinnte Leute wie ich, welche des Dafürhaltens ſind, Montesquieu hätte mehr Geiſt, Menſchen- und Weltkenntniß in einer ſeiner beiden kleinen Zehen gehabt als die ſämmtlichen berühmten „Geſchichtewiſſenſchafter“ unſerer Tage unter ihren ſämmtlichen Hirndecken, nehmen ſich die Freiheit, zu meinen, der montesquieu'ſche Satz ließe ſich recht wohl auf Eliſabeth Tudor und Maria Stuart anwenden.

Im übrigen, wenn man die Stellungen der beiden königlichen Baſen, ihren Zank und Kampf, ihre Freuden und Leiden, ihre Triumphe und Niederlagen vom allerhöchſten, d. h. vom allerunbefangenſten Standpunkte betrachtet, ſo wird man wieder einmal ganz verſtehen, wie ſehr der alte Lear rechthatte, als er ſagte:

„Wenn wir geboren werden, weinen wir,
Daß wir die große Narrenbühne Welt
Betreten müſſen.“

Der falsche Dmitry.

Vermochtest du, ein namenloser Flüchtling,
Zwei Völker zu verblenden wunderbar
Und das verweg'ne Truggespinnst zu sichern
Durch ein Geheimniß, fest und tief und ewig?
Puschkin, „Boris", III, 3.

1.

Warum und wieso der Schwindel möglich war.

Eines Winterabends im Jahre 1584 trat Iwan der Vierte (Wassiljewitsch), Zar aller Reußen, genannt „Der Henker" oder „Der Schreckliche", auf die „rothe" Treppe des Kremlin zu Moskau hinaus, um lange zum Firmament emporzustarren, allwo zwischen den Kuppeln und Thürmen der Kirche Iwans des Großen und der Kirche der Verkündigung ein Komet sichtbar war mit kreuzformartigem Feuerschweif. Der Zar wandte sich endlich ab, bekreuzte sich und murmelte vor sich hin: „Das bedeutet meinen Tod!"

Bald darauf erkrankte er schwer. Aus Lappland herbeigeholte Schamanen-Zauberer vermochten dem Uebel nicht Einhalt zu thun. Am 10. März von 1585 berief er den Bojarenrath und ließ sein Testament aufsetzen, kraft dessen er die Thronfolge seinem Sohne Feodor zutheilte und inbetracht der Blödsinnigkeit desselben einen Regentschaftsrath bestellte, bestehend aus den beiden Knäsen (Fürsten) Iwan Schuisky und Iwan Mstislawsky, sowie den drei

Bojaren (Großbarone) Bogdan Bielsky, Nikita Juryew und Boris Godunow. Am 18. März starb „Der Schreckliche" und säuberte mittels seines Todes den Erdball vom größten Scheusal, welches zu tragen dieser jemals verdammt war. Denn überblickt man das Wüsten und Wüthen dieses Dämons, ja fasst man auch nur die von ihm veranstalteten „Opaly" (Durchwurfelungen oder Ausmerzungen des Volkes) ins Auge, mit deren Gräueln verglichen die Schrecken der französischen Revolution harmlose Kinderspiele waren, so könnte man unschwer zu dem Glauben kommen, die „allgütige Mutter" Natur hätte in ihrer grausamsten Laune dieses Unthier geschaffen, um eine fürchterliche Probe anzustellen, was alles die Menschen sich gefallen ließen und bis zu welcher bodenlosen Tiefe der Niedertracht die sklavische Feigheit der Völker hinabreichen könnte.

In unseren Tagen ist es bekanntlich zur „wissenschaftlichen" Mode geworden, den Unterschied von gut und böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verschuldung zu verwischen und einem grundsatzlosen Geschlechte das ohnehin schon sehr geschwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der schlaffen Seele zu schmeicheln mittels der materialistischen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken und Thaten des Menschen schlechterdings nur Produkte seiner physischen Anlagen und Eigenschaften wären. Laster, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämissen angesehen werden, für Abnormitäten, und demnach Lasterhafte, Frevler und Verbrecher nur für mitleidswerthe Kranke, für Gestörte, für Wahnsinnige. Es ist recht verwunderlich, daß diese modische Theorie, welche sich ja auch schon spürbar genug in die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege eingeschlichen hat und, wann erst in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menschliche Gesellschaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zustand der Bestialität zurückentwickeln wird — ja, es ist recht verwunderlich, daß diese schöne Theorie nicht auch schon von irgendeinem „wissenschaftlichen" Modisten auf Iwan den Schrecklichen angewandt und also

an dem „grauſen“ Zaren, wie er beim Lermontow heißt, eine der jetzt ſo beliebten „Rettungen“ verübt wurde. Freilich, ein leichtes Stück Arbeit würde der „Retter“ nicht haben. Denn wenn ihm der Nachweis, daß Iwan der Henker von Haus aus ein Wahnſinniger geweſen, nicht allzu ſchwer werden dürfte, ſo vermöchte doch keine Trübung der Quellen und keine ſophiſtiſche Dialektik die Thatſache aus der Welt zu ſchaffen, daß in dem Wahnſinn des Zaren Methode geweſen iſt und der „Grauſe“ ſich ſeiner Abſichten und Zwecke ſehr wohl bewußt war.

Wie ein rother Faden, nein, wie ein rother Blutſtrom windet oder wälzt ſich durch Iwans Gräuelherrſchaft der Staatsgedanke, mittels Gründung der zariſchen Autokratie, des zariſchen Abſolutismus höchſter Potenz die moſkowitiſche Reichseinheit her- und feſtzuſtellen, welche bislang durch die Machtſtellung des Bojarenthums ſtark beeinträchtigt worden war. Allerdings iſt der Zar häufig genug Henker um der Henkerluſt willen geweſen, allerdings trieb er die gräſſliche Wolluſt der Grauſamkeit bis zum raffinirteſten Kitzel; aber den angegebenen Grundzug ſeiner Politik hat er ſelbſt in den wildeſten Orgien der Entmenſchung ſo wenig vergeſſen, als er deſſelben in den tollen Uebertreibungen der „gottesdienſtlichen“ Uebung ſeiner „Frömmigkeit“ jemals vergaß. Denn ſelbſtverſtändlich war der vierte Iwan ſehr „fromm“, das heißt allem Aberglauben der orientaliſch-ruſſiſchen Kirche leidenſchaftlich zugethan, ganz wie Ludwig der Elfte von Frankreich „fromm“, das heißt allem Aberglauben der okcidentaliſch-römiſchen Kirche fanatiſch ergeben war. Man könnte überhaupt Iwan den Vierten den aus dem Franzöſiſchen ins Ruſſiſche überſetzten Ludwig den Elften nennen. Denn im ganzen und großen ſpielte der Zar im 16. Jahrhundert in Rußland die Rolle, welche der König im 15. Jahrhundert in Frankreich durchgeführt hatte. Beide haben, jeder in ſeinem beſonderen Stil, die Adelsherrſchaft gebrochen und die abſolute Monarchie begründet.

Kein Zweifel, das ruſſiſche Volk erkannte in dieſer Gründung eine Wohlthat, wenigſtens inſtinktmäßig. Daraus

mag sich das Unglaubliche und doch fraglos Wahre erklären, daß die Russen diesem Wütherich, der die Grausamkeit bis zu unerhörten Thaten wilder Wuth oder auch bis zur raffinirtesten Qualenaustiftelung getrieben, seine eigene Familie in empörendster Weise gepeinigt, seinen zweitältesten Sohn eigenhändig umgebracht, in mongolisch wüster Vernichtungsraserei die Bewohnerschaften ganzer Städte und Landschaften ausgetilgt, daneben im Schlamme ekelhafter Ausschweifungen sich gewälzt hatte, geradezu leidenschaftlich unterwürfig und zugethan waren — so leidenschaftlich, daß beim Tode des Scheusals von Zar die allgemeinste, aufrichtigste, wildeste Wehklage losbrach. Man hätte, so man dies Gebaren der Moskowiter ansah, meinen können, ein Gott, ihr Gott wäre ihnen gestorben. Und im Grunde war es ja so, denn die zarische Macht und Gewalt war eine abgöttisch geglaubte und verehrte.

Vom 18. März 1585 an hieß Feodor Iwanowitsch, Iwans des Schrecklichen dritter Sohn — der älteste war frühzeitig gestorben, den zweitältesten hatte der Vater todtgeschlagen, — der Zar aller Reußen. Der zweiundzwanzigjährige Junge war physisch und psychisch eine Null, kraft-, verstand- und kenntnißlos, ein Dreiviertels-Trottel, ein Fex, welcher seine ganze Zeit damit verbrachte, in den Kirchen des Kremlin herumzulaufen, die Glocken allerhöchsteigenhändig zu läuten und sich tagelang die absurdesten Heiligenlegenden vorlesen zu lassen. Bei feierlichen Anlässen setzte man den Zar-Fex auf den Thron und gab ihm Skepter und Reichsapfel in die Hände. Dann starrte er mit dem Lächeln blödsinniger Bewunderung auf diese Insignien einer Macht, die ein anderer statt seiner innehatte und übte. So war der letzte Zar aus dem Hause Rurik, will sagen aus dem warägisch-normannischen Herrscherstamme, der letzte Zar aus der Familie der alten Großfürsten von Moskau. Man hatte dem Schwächling die Schwester des Boris Godunow, Irinia oder Irene, als Gemahlin angetraut, und sein Schwager Boris war der Zar des Zaren, thatsächlich jetzt schon der Leiter und Beherrscher Russ-

lands. Denn dieſer Magnat, dem Titel nach ein Mitglied des Regentſchaftsrathes, alſo einer der fünf oberſten Miniſter, hatte vermöge der zariſchen Schwagerſchaft die Macht ſeiner vier Amtsgenoſſen bald zu einem Nichts gemacht. Boris war zweifelsohne ein ungemein begabter, ein ſchlauer und erfahrener Mann, dabei von einem unbändigen Ehrgeiz beſeſſen, welcher als ſein Endziel die Erlangung der Zarenkrone wohl ſchon frühzeitig in's Auge gefaſſt haben mochte. Daß ihm dabei ſeine tatariſche Abkunft ein Hinderniß ſein würde, brauchte er nicht zu fürchten, denn bekanntlich war ſeit den Zeiten, wo die Mongolen zwei Jahrhunderte lang über Rußland geherrſcht hatten, das Blut der Ruſſen, namentlich auch das der vornehmen, ſtark mit tatariſchem gemiſcht.

Nun aber iſt zu melden, daß Iwan der Schreckliche neben ſeinem Nachfolger Feodor noch einen Sohn hinterlaſſen hatte und zwar einen Sprößling aus ſeiner ſiebenten Ehe mit Marfa (Martha) Nagoy, einer Dame von tatariſcher Abkunft. Dieſer Sohn, im Jahre 1581 geboren, alſo beim Tode ſeines Vaters ein unmündiger Knabe, hieß Dmitry (Dimitri, Demetrius) und war in den Augen ſtreng rechtgläubiger Ruſſen allerdings nur ein Baſtard. Denn der Lehre der ruſſiſchen Kirche zufolge kann ein orthodoxer Chriſt nur viermal rechtmäßig ſich verheiraten. Indeſſen war es bei des grauſen Zaren Lebzeiten niemand eingefallen, gegen die Legitimität des kleinen Dmitry Proteſt erheben zu wollen, und demzufolge führte der Prinz gleich ſeinem Halbbruder Feodor den Titel Zarèwitſch, d. i. Zarenſohn. Iwan der Schreckliche ſelbſt jedoch ſchien dieſen ſeinen letzten Sprößling nicht für voll angeſehen zu haben; denn er hatte ja in ſeinem Teſtamente beſtimmt, daß Dmitry nichts erben ſollte als die Stadt Uglitſch und ihr Gebiet. Dies verhinderte jedoch nicht, daß angeſichts der Schwächlichkeit und Hinfälligkeit des Zaren Feodor die Augen vieler Ruſſen in dem Knaben Dmitry den künftigen Zaren erblickten. Boris ließ es ſich daher angelegen ſein, dieſen Thronprätendenten dem Volke vorderhand mehr aus dem Geſichtskreiſe

zu rücken. Kaum war Feodor zum Zaren gekrönt, wurde Marfa Nagoy, die Witwe des Schrecklichen, mit ihrem Söhnlein Dmitry nach der Stadt Uglitſch geſchafft, um dort ihren ſtändigen Aufenthalt zu nehmen. Boris beſtellte zum Wächter von Mutter und Kind ſeinen Diak (Kanzleiſekretär) Bitjagowſki, auf welchen er ſich vollſtändig verlaſſen konnte. Iſt den Berichten, welche dieſer Beamte von Uglitſch nach Moſkau ſandte, zu glauben, ſo verrieth ſich der kleine Dmitry als der echte Sprößling ſeines Vaters und zwar mittels Bethätigung der Inſtinkte wilder Grauſamkeit. Der Knabe hatte ein Wohlgefallen daran, Thiere raffinirt zu quälen, und er ſoll auch haben verlauten laſſen, daß er dereinſt mit Menſchen ebenſo verfahren wollte. Eines Wintertages, ſo wird erzählt, hatte er mit Hilfe ſeiner Spielkameraden auf dem Hofe des uglitſcher Schloſſes nach Knabenart den Schnee zu Menſchenfiguren geballt. Dieſen gab er die Namen der Magnaten des Reiches und die größte nannte er Boris. Dann nahm er ſeinen hölzernen Säbel und ſchlug damit den Schneemännern die Arme und die Köpfe ab mit den Worten: „So werde ich mit ihnen umſpringen, wann ich einmal groß bin!“

Es iſt möglich, daß der Knabe in Folge der grollenden, aufreizenden, rachſüchtigen Aeußerungen ſeiner Mutter ſolche oder ähnliche Worte geſprochen. Wahrſcheinlicher freilich erſcheint es, daß ihm hinterher dieſelben in den Mund gelegt worden ſeien. Im übrigen hat es ſolcher kindiſcher Drohungen gar nicht bedurft, um das Leben des letzten Sprößlings Iwans des Henkers zu gefährden. Der Prinz war ja ein Hinderniß, ſogar, wie die Sachen lagen, das einzige ernſtliche Hinderniß auf Boris Godunows Wege zum Zarenthron.

Daß Boris der Urheber deſſen war, was am 15. Mai 1591 (a. St.) auf dem Schloßhofe zu Uglitſch geſchah, dürfte einer ernſtlichen Anzweifelung kaum unterſtellt werden können. Am genannten Tage, am hellen Tage, iſt nämlich dort der Zarewitſch Dmitry mittels Durchſchneidung der Kehle ermordet worden. Das iſt eine unzweifelhafte That-

ſache. Allein die Einzelnheiten der Mordthat konnten nicht aktenmäßig feſtgeſtellt werden, weil die Mörder, der Diak Bitjagowſki, ſein Bruder Daniel, ſeine Frau, ſammt Joſef Wolochow und Nikita Katſchalow, von dem wüthenden Volke von Uglitſch, welches Marfa Nagoy und ihre zwei Brüder angeſichts der Leiche des ermordeten Sohnes und Neffen zur Rache aufgerufen hatten, geſteinigt wurden.

Boris unterſchlug den aus Uglitſch über die Kataſtrophe eingelaufenen Bericht und gab dem Zaren Feodor einen gefälſchten in die Hände, worin es hieß, der junge Dmitry hätte ſich in einem Anfalle von Epilepſie, da er gerade ein ſcharfes Meſſer in der Hand gehabt, ſelber eine Wunde am Halſe beigebracht und wäre an der Verblutung geſtorben — eine ganz dumme Lüge, welche ihrem Urheber ſpäter theuer zu ſtehen kommen ſollte. Vorderhand freilich erntete er die Früchte des uglitſcher Verbrechens. Niemand wagte mehr, ſeinem Willen zu widerſtehen, vollends dann nicht mehr, als er auch die große Familie der Fürſten Schuiſky, ſowie das Haupt der ruſſiſchen Kleriſei, den Erzbiſchof-Metropoliten von Moſkau, tief gedemüthigt und ſeinem Machtgebote gebeugt hatte. An die Mutter des ermordeten Dmitry erging ein zariſcher Ukas, kraft deſſen ſie „zur Strafe dafür, daß ſie ihren Sohn nicht beſſer behütet hätte“, aus Uglitſch hinweg und in ein im Norden Ruſſlands gelegenes Kloſter verwieſen wurde, allwo ſie den Nonnenſchleier umthun mußte. Die Hinterlaſſenen derer dagegen, welche der Lynchjuſtiz des Volkes von Uglitſch zum Opfer gefallen, wurden reichlich verſorgt. Raſtlos bemüht, ſeine Stellung nicht nur zu erhalten und zu befeſtigen, ſondern dieſelbe auch zu einer Aufgangsſtufe herzurichten, von welcher aus das letzte und höchſte Ziel unſchwer zu erreichen wäre, ſuchte und wußte Boris ſeine Regierung mit dem Glanze von Eroberungen zu umgeben, welcher dem ruſſiſchen Ausbreitungstriebe ſchmeichelte. Ebenſo beeiferte er ſich, die Geneigtheit von Kleriſei und Adel zu gewinnen, und auf ſein Beſtreben, dem letzteren zu gefallen, iſt hauptſächlich eine im Jahre 1593 getroffene, tiefein-

schneidende Maßregel zurückzuführen, jener zarische Ukas, welcher die russischen Bauern an die Scholle fesselte, indem er denselben strengstens verbot, ihren Wohnsitz zu ändern. Das war eine Maßregel, deren unberechenbare Tragweite zunächst gar nicht erkannt wurde. Das war die Begründung der bäuerlichen Leibeigenschaft und bald auch eine der Hauptursachen des gegen Godunow erwachenden russischen Volkshasses.

Zu Anfang des Jahres 1598 starb der Schattenzar Feodor, und so war denn die Zeit gekommen, wo Boris auch dem Namen nach der Zar aller Reußen sein wollte. Er fand es angezeigt und räthlich, zuvörderst noch eine Komödie aufzuführen, nämlich diese, daß er durch den sogenannten großen Landesrath („Semskaya Duma"), ein Schein- und Schemenparlament, in welchem die geistlichen Magnaten, die Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die adeligen, die Bojaren, saßen, seine Schwester Irene, Feodors kinderlose Witwe, zur regierenden Zarin bestellen ließ. Im raschen Weitergange der wohlinscenirten und gutgespielten Posse entsagte dann die Zarin Irene dem Skepter und ging in ein Kloster, ihr Bruder Boris aber machenschaftete, ränkelte, drohte, bestach und schauspielte so geschickt, daß er selber schon am 21. Februar von 1598 vom Adel, Klerus und Volk Moskau's förmlich angefleht wurde, sich doch um Gotteswillen des verwais'ten Russlands anzunehmen, d. h. Zar zu werden. Godunow ergab sich, wie er sagte, „nur zögernd und nothgedrungen in den Willen Gottes", ergriff das Skepter und ließ sich im Kremlin mit großer Prachtentfaltung die Zarenkrone aufsetzen. Man muß ihm nachsagen, daß er gewissermaßen die Rolle Peters des Großen vorweggenommen habe, d. h. daß er Russland aus der Barbarei des Asiatenthums heraus- und in die europäische Civilisation hineinführen wollte.

Aber seine Versuche misslangen, theils, weil sie zu wenig um- und vorsichtig unternommen wurden, theils, weil Russland dazumal noch viel zu asiatisch war, um für europäische Kultur überhaupt schon empfänglich zu sein, theils endlich,

weil der Zar Boris im Hinblick auf den Ausgang des Zarèwitſch Dmitry der ungeheuren Mehrzahl ſeiner Unterthanen doch nur für einen Uſurpator galt, Adel und Kleriſei im Geheimen fortwährend gegen ihn wühlten, und ſogar ſolche ſeiner Abſichten und Strebungen, welche zweifellos löblich und erſprießlich waren, zu hemmen, zu hindern und zu durchkreuzen ſuchten und wußten. So z. B. die Bemühungen des Zaren, einem altherkömmlichen ruſſiſchen Nationallaſter, der Saufwuth, zu ſteuern oder wenigſtens Zaum und Zügel anzulegen. In Bälde war die Unpopularität, ja Verhaſſtheit Godunows bei allen Ständen und in allen Schichten des Ruſſenthums eine vollendete Thatſache.

Zur Vervollſtändigung dieſer flüchtigen Zeichnung der Lage, in welcher Ruſſland auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert ſich befand, gehören noch zwei Züge: — Erſtens die Stellung des ruſſiſchen Staates gegenüber dem polniſchen, d. h. die Hinweiſung auf den altherkömmlichen, zur erbitterten Feindſeligkeit längſt verknöcherten Gegenſatz zwiſchen Polen und Ruſſen. Dieſe Gegenſätzlichkeit mag urſprünglich in Stammes- oder gar in Raſſeverſchiedenheiten gewurzelt haben, war aber höchſt bedeutſam verſchärft worden durch den Umſtand, daß die Ruſſen der anatoliſch-byzantiniſchen Orthodoxie anhingen, während dagegen die Polen orthodoxe römiſche Katholiken waren, fanatiſche ſogar von der Zeit an, wo das ſchon halb für den Proteſtantismus gewonnene polniſche Volk durch die Klugheit und Energie des Jeſuitenordens wieder in den römiſchen Pferch zurückgetrieben worden. Dieſer religiöſe und konfeſſionelle Gegenſatz von Polen und Ruſſen war fraglos eine unumgängliche Vorausſetzung der Möglichkeit einer Erſcheinung, wie die des falſchen Demetrius eine geweſen. Zweitens iſt mit Betonung zu erwähnen, daß in Folge mehrjähriger Miſſernten mit dem Jahre 1601 in Ruſſland ein allgemeiner Nothſtand begann, welcher ſich bis zum Jahre 1604 verlängerte und in vielen Gegenden des Reiches bis zur bitteren, bitterſten Hungersnoth ſich ſteigerte. Auch

dieses Unglück half das Auftreten und die Erfolge des Betrügers in bedeutendem Grade mitermöglichen.

Denn es ist ja wohlbekannt und durch hunderte von Zeugnissen der Geschichte bestätigt, daß solcherlei Leiden die Gemüther der Menschen und der Völker für das Außerordentliche stimmen, für den Glauben an das Unglaubliche empfänglich machen und auf das Wunderbare vorbereiten. Außerdem wusſten es die Machenschaften der Feinde des Boris so einzurichten und dahinzubringen, daß die ganze Schwere der öffentlichen Drang- und Trübsale auf den Usurpator zurückfiel, als ob er der Verursächer der Hungersnoth und jeglichen anderen Uebels wäre. Man weiß ja, wie leicht es unter sothanen Verhältnissen ist, der Angst und dem Grolle der Volksmassen, welche nirgends und zu keiner Zeit logisch zu denken vermochten oder vermögen, einen Sündenbock zu bezeichnen. Die umsichtigen und eifrigen Bemühungen des Zaren, die schwere Noth zu heben oder wenigstens zu lindern, erwiesen sich demzufolge als eitel, den gegen ihn wachgerufenen und geschickt genährten Haß zu beschwichtigen. Er war einmal als Sündenbock stigmatisirt und blieb es.

In solcher Bedrängniß und Gährung befand sich Russland, als von Polen her eine wundersame Kunde nach Moskau gelangte.

2.

Wie der Schwindel anging, vorschritt und sein Ziel erreichte.

Wie lautete diese Kunde, welche wie ein Blitz in die schwüle Stimmung fiel, von der die russische Nation befangen war?

Sie lautete: Der Stamm Ruriks ist noch nicht erloschen. Der Zarewitsch und rechtmäßige Nachfolger Iwans

des Schrecklichen, der junge Dmitry, welchen man irrthümlich todt und zu Uglitſch ermordet glaubte, iſt noch am Leben. In der polniſchen Provinz Lithauen von einem Woiwoden gaſtfreundlich aufgenommen, hat er den angeſehenſten Männern der Republik Polen, ſowie dem Könige Sigismund dem Dritten ſelber ſich zu erkennen gegeben und ſchickt jetzo ſich an und verſchreitet dazu, ſein klares Recht auf den ruſſiſchen Zarenthron als letzter rechtmäßiger Sproß des Hauſes Rurik, als legitimer Sohn des vierten Iwan Waſſiljewitſch, mit der Hilfe Polens geltend zu machen.

„Mit der Hilfe Polens.“ Schon dieſer Beiſatz hätte die Ruſſen ſtutzig machen können und ſollen. Aus Polen und mit Polens Hilfe kam der Prätendent, alſo aus dem Lande und mit der Unterſtützung von Ruſſlands Erbfeind. Aber wann und wo haben Menſchendummheit, Volksaberglauben und Parteiwuth gezögert, auf einen koloſſalen Lügenköder begierig anzubeißen? Nimmer und nirgends! Wann und wo haben ſie angeſichts eines frechen Schwindels verſtändige Erwägungen angeſtellt? Zu keiner Zeit und an keinem Ort!

Der wirkliche Sohn des „grauſen“ Zaren, der wahre Dmitry, war zweifellos ermordet, todt und begraben. Das hinderte aber nicht, daß die große Mehrzahl der Ruſſen in einem nachgemachten Dmitry einen Helden, Helfer und Heiland ſah und ihn geradezu vergötterte, für eine Weile nämlich, das heißt gerade ſo lange, als er Glück hatte.

Der hiſtoriſche Roman des falſchen Demetrius, welchen man, wie im Schlußkapitel dieſer Hiſtorie gezeigt werden ſoll, füglich einen Tendenzroman nennen darf, hat alſo angehoben.

Um die Mitte des Jahres 1603 ſtand im Schloſſe zu Brahin in Lithauen ein junger Menſch als Bereiter oder Unterſtallmeiſter im Dienſte des polniſchen Fürſten Adam Wiſzniewiecki. Eines Tages wurde der Bereiter krank, todtkrank, das heißt er ſtellte ſich krank, todtkrank, und ließ den Hauskaplan des Fürſten, welcher Geiſtliche ein Jeſuit

war — wohlgemerkt! — zu ſich bitten, um dieſem ſeine angeblich letzte Beichte abzulegen. Solchem Beichtvater nun anvertraute das Beichtkind, daß es der todtgeglaubte ruſſiſche Zarèwitſch Dmitry wäre, und folglich der rechtmäßige Zar aller Reußen, deſſen angeſtammten Thron ein grauſamer Uſurpator innehätte. Zur Bekräftigung dieſer großen Neuigkeit erzählte — dem Berichte des Jeſuitenpaters zufolge — der Scheinkranke eine höchſt romantiſche Geſchichte, allwie er durch einen deutſchen Arzt den mörderiſchen Anſchlägen des Boris entriſſen und wie an ſeiner ſtatt zu Uglitſch der Sohn eines leibeigenen Knechtes ermordet worden wäre — ein ganz dummes, ſchlecht erſonnenes und ſchlecht ſtiliſirtes Märchen. Aber in ſolchen Fällen heißt es bekanntlich: „Je dümmer, deſto ſchöner!“ Zur Beglaubigung ſeiner Fabel brachte, wie der Beichtvater erzählte, der Bereiter ein Siegel vor, welches Wappen und Namen des Zarèwitſch Dmitry zeigte, ſowie ein kleines goldenes, angeblich mit Edelſteinen beſetztes Kreuz, welches ihm, behauptete er, bei ſeiner Taufe ſein Pathe, der Fürſt Mſtiſlawſki, geſchenkt hätte.

So die Aufſtellung, ſo die Beweisſtücke. Und daraufhin — es klingt ebenfalls märchenhaft — wurde der Stallknecht von ſeinem Brotherrn, dem Fürſten Adam Wiſzniewiecki, als wirklicher und wahrhafter Zarèwitſch Dmitry anerkannt — raſch auch von anderen, ſo von dem Bruder des lithauiſchen Magnaten, dem Fürſten Konſtantin Wiſzniewiecki, und von deſſen Schwiegervater, dem Woiwoden von Sendomir, Jurji Mniſzek. Dieſe beiden Großbarone, beide als fanatiſche Anhänger der Geſellſchaft Jeſu bekannt, erklärten dem Könige Sigismund, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des verſtorbenen ruſſiſchen Zaren Feodor wäre wunderbarer Weiſe gerettet, aufgefunden und erkannt worden. Sigismund, von dem päpſtlichen Nuntius an ſeinem Hofe, Monſignore Rangoni, gehörig bearbeitet, glaubte oder ſtellte ſich an, als glaubte er an eine Sache, welche mehr und mehr die Geſtalt einer von langer Hand her vorbereiteten und inſcenirten Komödie annahm und dann auch ganz ungeſcheut als ein gegen Rußland, gegen das anatoliſch-

byzantinisch-rechtgläubige Russland gerichtetes jesuitisch-polnisches Intrikenspiel weiterspielte.

Der Stalldiener Wiszniewiecki's wurde unter der Hand an den polnischen Königshof nach Krakau geladen. Dort ist er im folgenden Jahre (1604) im Palaste des Nuntius (oder im Jesuitenkollegium?) von der griechisch-katholischen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, was wohl auch nur eine Scene der ganzen Komödie war, insofern der nachgemachte Zarewitsch höchst wahrscheinlich von Geburt ein Polak und demnach schon von Haus aus römisch-katholisch gewesen ist. Aber die feierliche Posse war durchaus im Sinne der Leiter des ganzen Stückes, das heißt der Jesuiten, nothwendig, um der Welt einen zum römischen Katholicismus bekehrten russischen Zarewitsch vorschauspielen zu können. Bei seinem angeblichen Uebertritt in die römische Kirche, welcher übrigens vorläufig noch geheim gehalten werden sollte, mußte der junge Mann geloben, auch Russland zu dieser Kirche herüberzubringen, was ja schon seit längerer Zeit der heiße Wunsch der Gesellschaft Jesu und der Zweck von schon mancher offen oder versteckt gethanen Arbeit derselben gewesen. Das geleistete Gelöbniß war der Preis, um welchen die Jesuiten den kläglichen Waschlappen von Polenkönig, Sigismund den Dritten, vermochten, den erdichteten oder wenigstens zurechtgeschneiderten Dmitry förmlich als Zarewitsch, als echten und legitimen Sprössling von Iwan Wassiljewitsch anzuerkennen. In feierlicher Audienz ließ sich der „König" der „Republik" Polen — die Verkuppelung dieser beiden Worte kennzeichnet sprechend die polnische Anarchie — durch den päpstlichen Nuntius den Prätendenten vorstellen und richtete an denselben die Worte: „Gott behüte Dich, Demetrius, Fürst von Moskau! Deine Herkunft ist uns bekannt und durch achtungswerthe Zeugen bestätigt. Wir weisen Dir ein Jahrgehalt von 40,000 Gulden an, betrachten Dich als unseren Freund und Gast und ermächtigen Dich, von den Rathschlägen und Diensten unserer Unterthanen Gebrauch zu machen."

Der Sinn des Schlußsatzes war nichts weniger als

dunkel. Die „Republik“ Polen zwar befand sich dazumal im Frieden oder wenigstens in einem auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstand mit Russland; allein das hinderte den „König“ von Polen nicht, Russland sofort den Krieg zu machen, wenigstens mittelbar, indem er den angeblichen Zarewitsch ermächtigte, „von den Rathschlägen und Diensten“ der polnischen Großen Gebrauch zu machen, d. h. mit Hilfe derselben einen Kriegszug gegen den Zaren Boris zu rüsten.

Bis dahin war diese politische Komödie großen Stils ganz vortrefflich gegangen. Die feinen und frommen Herren von der Gesellschaft Jesu waren eben sehr geschickte Inscenesetzer und Marionettenlenker. Sie hatten das auch in der Auswahl des „Helden“ ihres Stückes bewiesen, indem sie unter der Hand zu verbreiten verstanden, der wiedergefundene Zarensohn hätte alle die körperlichen Merkmale an sich, welche, behaupteten sie, an demselben in seiner Kindheit zu Uglitsch wahrgenommen worden wären. So das Merkmal, daß sein rechter Arm etwas länger als der linke; weiter, daß er eine Warze auf der Stirn und eine zweite unter dem rechten Auge habe. Auch sei er von mittlerem Wuchse wie sein Vater Iwan und sehr braun von Gesichtsfarbe wie seine Mutter Marfa. Im übrigen war unser Abenteurer nach den übereinstimmenden Zeugnissen solcher, die ihn oft gesehen haben, keineswegs ein Adonis, sondern im Gegentheil ein hässlicher Bursche, dessen impertinent blondes Haar, blassblaue Augen, breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, dicke Knollnase und wurstlippiger Mund von beträchtlichem Umfang durchaus keine verführerische Physionomie ausmachten. Dem Anschein nach zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt, war der junge Mann breitschultrig, kräftig, behend und ein vortrefflicher Reiter, ein so vortrefflicher, daß die Sage, er wäre unter den Kosaken am Don aufgewachsen, vielleicht nicht grundlos sein mag. Seine geistige Kultur war der Meinung polnischer und russischer Edelleute von damals zufolge nicht gering. Denn er verstand rasch und hübsch zu schreiben, sprach polnisch und

russisch — die letztgenannte Sprache freilich mit polnischem Akcent und häufiger Einmischung polnischer Worte — und kannte sogar etliche Brocken vom Küchenlatein. Die Geschichte Russlands hatte er augenscheinlich sehr eifrig studirt. Er kannte sie genau und war namentlich in der Genealogie der russischen Aristokratie gut bewandert. Seine Rolle als geborener Prinz spielte er meisterlich, indem er sich unter den polnischen Magnaten so sicher und gewandt bewegte, als wäre er sein Lebtag nie in anderer Gesellschaft gewesen. Kurz, bislang machte das Werkzeug der Jesuiten seinen Schöpfern oder wenigstens Ausbildnern alle Ehre.

Es wurde nun unverweilt zur Ausführung des wohlangelegten Plans geschritten, welcher begründet war auf die sklavische, oder besser gesagt, geradezu hündische Anhänglichkeit der russischen Volksmassen an das Haus Rurik und ihre Unzufriedenheit mit dem Regimente des Boris.

Dieser hatte die erste Botschaft vom Auftreten des nachgemachten Zarèwitsch in Lithauen und am polnischen Königshofe leicht genommen. Allein spätere und genauere Nachrichten hatten ihm hinsichtlich des Ernstes der Sache keinen Zweifel mehr gelassen. Er beschloß, den Weitergang der polnischen Kabale — als welche ja ihm, der nur allzu gut wußte, daß der wahre Dmitry todt und wie derselbe gestorben, der ganze Schwindel sofort erscheinen mußte — dadurch zu hemmen, daß er den Russen zu wissen that, der falsche Dmitry wäre eigentlich ein verlaufener Mönch, der als Söffer und Wüstling weithin verrufene Grischka (Gregor) Otrepiew. Diese Erklärung ließ der Zar durch eine Gesandtschaft dem König von Polen überbringen, mit dem Beisatze, daß der besagte lüderliche Mönch, welcher im Kloster zu Tschudow die Tonsur erhalten, im Jahre 1603 aus Russland nach Lithauen entwichen wäre. Dann ließ Boris durch seine Gesandten die Auslieferung des frechen Betrügers fordern. Allein die Minister Sigismunds, zweifelsohne mit im Komplott, wussten der angebrachten und wiederholten Auslieferungsforderung allerhand Ausflüchte entgegenzustellen, und so konnte das Spiel seinen Fortgang nehmen. Um so

leichter und rascher, als die zarische Kundgebung inbetreff des Grischka Otrepiew in Russland keinen Glauben fand.

Begleitet und geleitet von zwei Jesuitenpatres begab sich der nachgemachte Zarèwitsch von Krakau nach Galizien, allwo sich auf den Gütern des Woiwoden Mniszek bereits abenteuerlustige Scharen polnischer Edelleute, natürlich so ziemlich lauter Sprösslinge der ungeheuer großen Familie Derer von Habe- und Taugenichts, zu einem kriegerischen Zuge gegen Moskau zu sammeln angefangen hatten. Mit dem Staatsgeschäfte, das man in majorem dei gloriam begonnen hatte, wusste man nun auch noch ein Familiengeschäft zu verbinden, mit dem utile das dulce. Nämlich Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, hatte eine sehr schöne Tochter, die Panna Marina, und neben diesem sehr schönen Besitz hatte er auch den sehr hässlichen einer kolossalen Schuldenlast, wie das eben bei den polnischen Magnaten damaliger Zeit zum adeligen Stil und Ton gehörte. Aus dieser Voraussetzung ergab sich, wie die Sachen lagen, unschwer die logische Schlußfolgerung, daß am 25. Mai von 1604 der angebliche Sohn Iwans des Schrecklichen einen Vertrag unterzeichnete und beschwor, kraft dessen er sich verpflichtete, nach seiner mit dem Beistande von Mniszek und dessen Freunden zu erlangenden Inthronisirung auf dem russischen Zarenthron 1) Russland in den Schoß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurückzubringen, 2) die schöne Marina Mniszek zu seiner zarischen Gemahlin zu erheben, 3) mit russischem Gelde die polnischen Schulden des lieben Herrn Schwiegervaters in spe zu bezahlen, 4) die russischen Fürstenthümer Groß-Nowgorod und Pskow seiner geliebten Gemahlin in spe als erb- und eigenthümliche Besitzthümer zu überliefern, 5) dem künftigen Herrn Schwiegerpapa die Fürstenthümer Smolensk und Sewerien als erbliche Lehen zu verleihen, 6) etliche noch näher zu bezeichnende russische Landschaften an die Republik Polen abzutreten.

Daraus ist zu ersehen, daß man mit dem Felle des zu erlegenden russischen Bären sehr freigebig umging. Man traf aber auch zur Jagd auf denselben ernstliche Anstalten,

deren Koſten zuvörderſt die Firma Mniſzek, Wiſzniewiecki und Kompagnie aufzubringen hatte. Das ganze Geſchäft war eine Art von Aktienſchwindelunternehmen im Stile jener Zeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts thun ſich „Konſortien“ zur Aufſchwindelung von breit- und ſchmalſpurigen Eiſenbahnen oder von nationalen und internationalen Banken zuſammen; damals, in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſchwindelten Jeſuiten und polniſche Magnaten, welche letztere mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatten, mitſammen in Eroberungen von Land und Leuten. Es hat eben jede Zeit ihre eigene Manier, zu ſchwindeln, aber dem Weſen nach bleibt die menſchliche Schwindelei allzeit dieſelbe und wird es bleiben, ſo lange es Schwindler und Beſchwindelte gibt, alſo bis an das Ende der Tage. Zweifelhaft iſt nur, ob der letzte Menſch der letzte Betrüger oder aber der letzte Betrogene ſein werde, und vielleicht hilft man ſich aus dieſem Dilemma am anſtändigſten heraus, indem man ſagt, der letzte Menſch werde der letzte betrogene Betrüger ſein.

Wo immer zur Zeit, von welcher hier gehandelt wird, in den Gränzbezirken zwiſchen Polen und Ruſſland etwas los war, da ſtrömten ſofort ganze Scharen von Krapülenſkis und Waſchlappſkis, will hier ſagen von Habe- und Taugenichtſen, Vagabunden und Räubern zuhauf, um mitzuthun.

Die Werber, welche der Prätendent und ſeine Helfershelfer in die Gegend von Kiew, in die Ukraine, zu den ſaporogiſchen und don'ſchen Koſaken entſandten, hatten demnach leichtes Spiel.

So vermochte ſich denn der nachgemachte Zarewitſch ſchon am 15. Auguſt 1604 an der Spitze von 1500 Mann regelmäßiger polniſcher Truppen, d. h. polniſcher Schlachtſchitzen (Edelleute oder auch Freibauern, Mitglieder der Schlachta, des niederen Adels in deſſen ganzem Umfange), welche zu Pferde dienten und von Magnaten befehligt wurden, gegen die Ufer des Dnepr in Bewegung zu ſetzen, um den Krieg nach Ruſſland zu tragen, während doch die Republik Polen und ihr König mit dem Zaren-

reiche in Frieden zu sein und zu bleiben behaupteten. In der Nähe von Kiew vereinigten sich andere Banden mit ihm, insbesondere tausende von Kosaken, die der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew, welcher uns bei dieser Gelegenheit ganz bestimmt und deutlich als einer der Spießgesellen, Treiber und Werber des falschen Demetrius vorgeführt wird, angeworben, gesammelt und in Bewegung gesetzt hatte. Das kleine Heer, womit der Prätendent am 23. Oktober oberhalb Kiews über den Dnepr ging, um acht Tage später bei Morawsk das russische Gebiet zu betreten, mochte etwa 15,000 Streiter und Mitläufer zählen. Den Kern bildeten die polnischen „Hussaren", nicht zu verwechseln mit der späteren ursprünglich ungarischen leichten Reiterart der Husaren; denn jene polnischen Reiter waren recht eigentlich „schwer", ganz so wie die deutschen „Kyrisser" zu Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie ritten auf schweren Schlachthengsten, hatten Stahlhelme und Eisenpanzer, führten als Hauptwaffe die Lanze und trugen als eigenthümlichen Schmuck zwei Adler- oder Geierflügel, welche mittels silberner Haften auf ihren Schultern befestigt waren. Beim Betreten Russlands ließ der Prätendent ein Manifest ausgehen, worin er dem russischen Volke kundgab, daß er käme, um als der rechtmäßige, wunderbar gerettete Sohn Iwans sein Thronrecht gegen den Usurpator Boris geltend zu machen. Auch Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, erließ ein Proklam, worin er erklärte, daß die polnischen Pane in diesem Dmitry den echten Zarewitsch erkannt und darum beschlossen hätten, selbigem zur Besitznahme seines väterlichen Thrones zu verhelfen.

Das abenteuerliche Unternehmen des Schwindlers und seiner Mitschwindler in den Einzelnheiten der militärischen Handlungen zu verfolgen, ist an diesem Orte unthunlich und auch überflüssig. Es genügt ja, zu sagen, daß der Abenteurer binnen wenigen Monaten einen vollständigen Erfolg erzielte, obzwar er nach einem kriegerischen Unfall, welchen er auf seinem Zuge nach Russland hinein erlitt, einmal schon zur Rückflucht nach Polen sich anschickte. Diese

Rückflucht verhinderten aber Ruſſen, welche ſich ihm, nachdem er den ruſſiſchen Boden betreten, ſofort angeſchloſſen hatten. Sie erklärten ihm, falls er feige genug wäre, ſein Unternehmen aufzugeben und ſie im Stiche zu laſſen, ſo würden ſie ihn am Kragen nehmen, um ihn entweder dem Boris auszuliefern oder aber ihn kurzweg todtzuſchlagen. So muſſte der Schwindler wohl oder übel beharren und ausharren und bald darauf wurde ihm ein Triumph zutheil, welcher ebenſo leicht errungen als glänzend war.

Denn ganz Ruſſland ſchien ja von der Tarantel geſtochen, ſchien vom Veitstanz ergriffen zu ſein. Ein ſeltſamer, ein epidemiſcher Rauſch war auf die geſammte Bevölkerung gefallen. Die plumpe Lüge vom Wiedererſtandenſein des Sohnes Iwans des Schrecklichen und von ſeinem Herankommen übte eine geradezu magiſche Wirkung. Maſſen von Bauern, eine Menge von Bojaren und Edelleuten ſchloſſen ſich dem Prätendenten auf ſeinem Zuge gen Moſkau an; ſcharenweiſe liefen die Soldaten des Boris zu ihm über, und eine Stadt nach der anderen öffnete ihm ihre Thore. In der Hauptſtadt verließen die Ratten nach Rattenart das gefährdete Schiff, d. h. im Kremlin ward es mehr und mehr leer und öde um den Zaren Boris her. Das Verhängniß lag bleiſchwer auf den Schultern des Mannes. Er vermochte nicht aufzukommen wider die Laſt, ſondern brach darunter zuſammen. Am Morgen vom 13. April 1605 hielt er noch einen Rathſchlag mit den oberſten Staatswürdenträgern; am Abend deſſelben Tages war er todt. Ob er Gift genommen, ob ein Schlagfluß ihn weggerafft, iſt unbeſtimmt und unbeſtimmbar. Doch iſt der Schlagfluß wahrſcheinlicher als das Gift. Im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert konnte ja bekanntlich kein mächtiger oder auch nur vorragender Mann eines jähen Todes ſterben, ohne daß er dem Glauben der Leute nach vergiftet worden ſein oder ſich ſelbſt vergiftet haben muſſte. Es iſt das für die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzuſtände der „guten alten frommen Zeit“ gewiß ſehr kennzeichnend.

Auf die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzuſtände

der russischen Gesellschaft zur Zeit des falschen Demetrius wirft ein erschreckend kennzeichnendes Streiflicht, was unmittelbar nach dem Tode von Boris in Moskau geschah. Obgleich nämlich die ganze Bewohnerschaft der Hauptstadt im Herzen willig und schon bereit war, dem herankommenden Schwindler zuzufallen und zuzujubeln, huldigten alle Moskauer, alle, vom Erzbischof-Patriarchen an bis zum letzten Kleinbürger, willig der Witwe des Boris, der Zarin Maria, ihrem sechszehnjährigen Sohne Feodor, sowie ihrer Tochter Xenia, und die Huldigenden alle verpflichteten sich mittels furchtbarer Eidschwüre, mit unverbrüchlicher Treue an der Zarin-Witwe und ihren Kindern unentweglich festzuhalten. So that auch der Bojar Peter Basmanow, welcher als der fähigste der russischen Generale an der Spitze eines neuausgerüsteten Heeres dem Prätendenten entgegengeschickt wurde.

Schon am 7. Mai jedoch erklärte sich derselbe Basmanow, welcher gar wohl wußte, wie es mit der Zarensohnschaft des angeblichen Dmitry bestellt wäre, und welcher dieses sein Wissen gegenüber dem ehrlichen Konrad Bussow, unserem Hauptgewährsmann, ohne Umstände verlautbart hatte — ja, derselbe Basmanow erklärte sich für den Betrüger und mit ihm das ganze Heer.

Das gab den Ausschlag. Boten, welche Dmitry nach der Hauptstadt sandte, um dieselbe zur Unterwerfung und Huldigung für ihn, als den rechtmäßigen Zaren, aufzufordern, wurden mit Jubel empfangen. Die Spitzen von Adel, Klerus und Bürgerschaft traten zusammen, anerkannten den Dmitry als den echten Zarewitsch und als den rechten Zaren und sandten ihm eine Abordnung von Bojaren nach Tula entgegen, um ihn einzuladen, in seine „getreue" Hauptstadt einzuziehen. Er erklärte gnädig, bald kommen zu wollen. Bevor er aber kam, sandte er Befehle, die Zarin-Witwe Maria und ihren Sohn Feodor zu erdrosseln, was dann am 10. Juni geschah. Der Tochter des Boris, der jungen Xenia, war noch Schlimmeres bestimmt als der Tod. Dmitry, der Mörder ihrer Mutter

und ihres Bruders, zwang ſie, ſeine Kebſe zu werden. Weiter hat man von ihr nichts mehr vernommen.

Am 20. Juni von 1605 hielt Zar Dmitry, wie er jetzo ſich nannte und nennen ließ, ſeinen Triumphalpompeinzug in Moſkau unter Voranritt der polniſchen Huſſaren, welche in Gliedern von 20 Mann hoch einherzogen, mit eingelegten Lanzen und unter dem Getön ihrer Trompeten und Keſſelpauken. Dann ſchritt die Kleriſei in Proceſſion mit Fahnen und Heiligenbildern vor dem Zaren einher, welchen Bojaren in höchſter Gala umgaben. Von der Pracht ſeiner Erſcheinung kann eine Vorſtellung ſchon der Umſtand geben, daß er einen Halskragen im Werthe von 150,000 Dukaten trug. Das Volk jubelte dem Götzen des Tages zu: „Hoch unſer Väterchen! Gott ſegne und erhalte dich! Wir waren im Finſtern. Jetzt aber mit dir iſt die rothe Sonne (krasnoe zolnza) Ruſſlands wieder über uns aufgegangen.“

Neun Tage ſpäter iſt Dmitry in der Marienkirche zu Moſkau feierlich-prunkhaft zum Zaren aller Reußen gekrönt worden.

Es fehlte aber noch das Tüpfelchen auf dem i dieſer zariſchen Herrlichkeit. Das war die Anerkennung des neuen Zaren durch die noch lebende Mutter des wirklichen Dmitry. Damit, d. h. mit der Erlangung dieſer Anerkennung, ſollte allen etwaigen Zweifeln ein Ende bereitet werden. Die zwei erſten Bojaren des Reiches, der Fürſt Feodor Mſtiſlawſki und der Fürſt Waſſily Schuiſky, wurden in das Kloſter im Norden entſendet, wo Marfa Nagoy, die Witwe und letzte Frau Iwans des Schrecklichen, lebte, um ſie nach Moſkau zu holen. Sie kam und wurde von Dmitry mit der ganzen Ehrfurcht und Zärtlichkeit eines Sohnes empfangen. Was die Beiden mitſammen geſprochen haben, weiß man nicht; das aber weiß man, daß Beide vortrefflich ſchauſpielten. Marfa hat zwar nie förmlich ausgeſprochen, daß der falſche Zar ihr Sohn wäre. Wie konnte ſie das auch, ſie, welche den wirklichen Dmitry todt in ihren Armen gehalten hatte? Aber ſie fand die Rolle der Zarin-

Mutter mehr nach ihrem Geschmack als das Klosterleben und lebte demzufolge mit ihrem angeblichen Sohn im besten Einverständniß. Will man die Gefühle zergliedert sehen, welche die Witwe des „grausen" Zaren bestimmten, die ihr angebotene Rolle und Stellung anzunehmen, so lese man im Demetrius-Fragment Schillers die herrliche Scene zwischen Marfa und dem Erzbischof Hiob — eine Scene, wie sie eben nur Schiller schaffen konnte.

3.

Wie die Komödie zur Tragödie und der Schwindel zum Krach umschlug.

Nun galt es aber, des Vertrages vom 25. Mai des vorhergegangenen Jahres sich zu erinnern. Oder vielmehr, die polnischen Herren, welche mit ihren kriegerischen Gefolgschaften zugleich mit Dmitry in die russische Hauptstadt eingezogen waren und daselbst Standquartiere bezogen hatten, zögerten gar nicht lange, den Pseudozaren an seine schweren, in Polen eingegangenen Verbindlichkeiten zu mahnen. Er konnte sich von der Erfüllung derselben nicht lossagen und wagte nicht einmal den Versuch einer Lossagung. Hieraus ergab sich aber mit Nothwendigkeit, daß seine Stellung vom ersten Augenblick seiner gelungenen Usurpation an eine ganz schiefe und unhaltbare und der Zarenthronsitz für ihn ein sehr unbequemer und ungemüthlicher war. Der Schwindler befand sich ja, so zu sagen, zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite seine polnischen Helfershelfer, welche in Moskau geradezu die Herren spielten, durch ihren Hoch- und Uebermuth das Russenthum kränkten und herausforderten und die Stadt mit dem Geräusche ihrer Ausschweifungen erfüllten und ärgerten. Auf der andern Seite die russischen Großen, welche in dem Prätendenten zunächst

nur einen Hebel zum Sturze des verhassten Boris gesehen hatten, jetzt aber erfahren mussten, daß der neue Usurpator auf ihre nationalen Gefühle und Anschauungen, auf ihre stupiden Vorurtheile, auf ihren echtbarbarischen Haß gegen alles Fremde und auf ihre wildselbstsüchtige Abneigung gegen alle und jede Neuerung noch weit weniger Rücksicht nahm, als Boris gethan hatte, ja daß der Eindringling geradeaus so schaltete und waltete, als wäre er eigens hergekommen, um alles Russische zu verhöhnen und auszutilgen, als wäre er nicht so fast ein Zar des rechtgläubigen, heiligen Russlands, als vielmehr der Statthalter des Polenkönigs in Russland und das bereitwillige Werkzeug der Jesuiten, um die orthodoxe russische Nationalkirche zu vernichten und an die Stelle derselben das zu setzen, was alle Russen den ketzerischen Gräuel Roms nannten und als eine Todsünde verabscheuten.

Bei alledem und bei der gänzlichen Abwesenheit von Ehre und Treue unter den russischen Magnaten ist es ganz in der Ordnung gewesen, daß sich in den Kreisen dieser Aristokratie schon wenige Monate nach Dmitry's Krönung ein Komplott anspann, welches die Entthronung und selbstverständliche Ermordung des Eindringlings zum Zwecke hatte. An der Spitze dieser Verschwörung stand das Haupt des Hauses Schuisky, der Fürst Wassily, welcher selber nach der Zarenkrone gierte und strebte. Allein das Komplott wurde verrathen und durch Dmitry mit Hilfe der noch immer scharenweise und wohlgerüstet in Moskau anwesenden Polen unschwer vereitelt und niedergeschlagen. Den Fürsten Wassily Schuisky ließ der Pseudozar zum Tode verurtheilen, aber unkluger und leichtsinniger Weise begnadigte er den Verurtheilten auf dem Schaffot und angesichts von Block und Beil; ja, er rief den Verschwörer nach kurzer Verbannung an den Hof zurück und setzte ihn wieder in alle seine Ehren und Würden ein, welche thörichte Großmuth der Begnadigte, wie er nun einmal war, natürlich damit vergalt, daß er vorsichtiger als früher seine Minirarbeit weiterführte.

Die Leichtigkeit, womit dieſe Gefahr beſchworen worden, mußte den glück- und machtberauſchten Dmitry in ſeiner leichtſinnigen und leichtfertigen Art, die Sachen zu nehmen und zu führen, noch beſtärken. Er ſtand demzufolge nicht an, große Summen dem ruſſiſchen Staatsſchatze zu entnehmen und nach Polen zu ſchicken, auf daß damit die Schulden der Mniſzek und Wiſzniewiecki bezahlt würden. Auch die Herholung ſeiner Verlobten, der ſchönen Panna Marina Mniſzek, welche mit unerhörtem Prunk umgeben wurde, verurſachte ſchweren Aufwand. Am 1. Mai von 1606 zog die Zarenbraut in Moſkau ein, in polniſcher Staatstracht, in einer mit rothem Atlas ausgeſchlagenen, mit perlengeſtickten Sammetkiſſen gepolſterten und von 12 Tigerſchecken gezogenen Karroſſe, begleitet von einem ganzen Schwarm polniſcher Herren und Damen und gefolgt von mehreren Tauſenden reichgerüſteter Huſſaren.

Acht Tage ſpäter wurde die Hochzeit im Kremlin gefeiert, für die Ruſſen kein Freudenfeſt, ſondern nur ein neues und großes Aergerniß. Denn niemals noch hatte ein Reußenzar, ſtatt unter den Töchtern des Landes zu wählen, mit einer Fremden ſich vermählt, wie Dmitry that — und vollends gar mit einer Fremdgläubigen, mit einer Ungläubigen, die, weil eine römiſche Ketzerin, eigentlich noch ſchlimmer war denn eine Heidin. Mit der Vermählung des Zaren ſollte aber auch — ſo wollte es der polniſche Stolz — die Krönung der Zarin verbunden werden, eine Ehre, welche bislang noch keiner Zarin widerfahren war und welche, noch dazu einer Fremden und Heidin angethan, Stockruſſen ſchlankweg als eine ruchloſe Gotteslästerung erſchien.

Bei Gelegenheit dieſer Haupt- und Staatsaktion gab es eine komiſche Epiſode und ſchüttelte der Narr, welcher in der ſogenannten Weltgeſchichte herumſpringt, luſtig ſeine Schellenkappe. Denn die Frage, wie Marina an ihrem Vermählungs- und Krönungstage angezogen ſein ſollte, wurde zu einer förmlichen Staatsfrage aufgebauſcht, welche im Reichsrath zur Erörterung kam. Die ſchöne Polin

wollte in ihrer gewohnten polniſchen oder vielmehr franzöſiſchen Modetracht zur Kirche gehen. Aber davor ſchlugen die Ruſſen ein Kreuz und verlangten, daß Marina ſchlechterdings in ruſſiſcher Nationaltracht vermählt und gekrönt werden müßte, alſo mit unter dem „Kakoſchnik“ verborgenem Haupthaar, wie verheiratete Frauen denſelben trugen, in einem weiten, oberhalb des Buſens gegürteten Rock und in großen Stiefeln mit eiſenbeſchlagenen Abſätzen. Die Braut entſetzte ſich vor dieſem ihr zugemutheten An- und Aufzug, aber ſie mußte ſich fügen; denn die Herren Bojaren verſtanden in dieſer Kleiderfrage keinen Spaß und wieſen alle von Dmitry und Marina zu Gunſten eines kleidſameren Anzugs vorgebrachten Argumente zurück.

Nachdem dieſe wichtige Frage alſo erledigt worden, ging die Doppelceremonie am 8. Mai in der Kathedralkirche von Moſkau pomphaft in Scene. Dieſer Tag bezeichnete den Höhepunkt, ſo recht die Peripetie der verwegenen Komödie und zugleich den Wendepunkt zur tragiſchen Kataſtrophe.

Beſchleunigt wurde dieſelbe durch den mehr und mehr ſich ſteigernden Uebermuth der Polen, von welchen der Zarenhof wimmelte. Ihre Frivolität hielt es gar nicht der Mühe werth, der Verachtung, welche ſie für die Ruſſen und alles Ruſſiſche hegten, Zaum und Zügel anzulegen. Sie verhehlten auch nicht, nein, ſie bramarbaſeten laut, daß der Zar Dmitry eigentlich ein Zar von ihrer Mache wäre, verpflichtet und willig, demnächſt dieſe und jene ruſſiſche Provinz an Polen abzutreten. Das mußte die Ruſſen wüthend machen und den im Dunkeln und Stillen emſig weitergeſponnenen Ränken der Schuiſky und ihrer Freunde ſehr zu gut kommen. Rechnet man dazu die Unklugheit des Pſeudozaren, welcher ernſtlich Anſtalt machte, an und in den Pfaffenſack zu greifen, d. h. den reichen Grundbeſitz der ruſſiſchen Kirche einzuziehen, um die Erträgniſſe deſſelben auf die Bildung eines zahlreichen und tüchtigen Söldnerheeres verwenden zu können, und rechnet man weiter dazu noch das ſiegesgewiſſe Auftreten der mit

den Polen gekommenen Jesuiten in der Hauptstadt Russlands, so wird man es nicht verwunderlich finden, daß die Macht und Pracht des falschen Dmitry ein rasches Ende nahm, ein Ende mit Schrecken, und der Schwindel, wie billig, mit einem schrecklichen Krach zerbarst.

Schon neun Tage nach dem Vermählungs- und Krönungsfest trat diese Verkrachung ein, während die Reihenfolge rauschender Vergnügungen im Kremlin noch im vollen Zuge war. Da tanzte man wirklich „auf einem Vulkan". Der verblendete Pseudozar und seine gleichverblendete Umgebung, sie wurden vollständig überrascht durch den Losbruch des Orkans, welcher am 17. Mai über sie hereinstürzte — in Gestalt eines allgemeinen und darum unwiderstehlichen, von dem Fürsten Wassily Schuisky und dem Bojaren Tatischtschew geleiteten Aufstands des gesammten moskauischen Moskowiterthums.

Von einem erfolgreichen Widerstande konnte dem bis zur Raserei erhitzten Zorn eines ganzen Volkes gegenüber gar keine Rede sein. Aber es ist nur gerecht, zu sagen, daß der Schwindler von falschem Dmitry wenigstens am Ende seiner Laufbahn einigermaßen zur Höhe eines Helden emporwuchs. Obzwar durch den plötzlichen Ansturm der Empörer vollständig überrascht, raffte er sich doch energisch zusammen und stemmte sich, den Säbel in der Faust, an der Spitze der wenigen treulich zu ihm Haltenden, dem wüthend in den Kremlin einbrechenden und alles vor sich niederwerfenden Volksstrom entgegen. Ein eitel und vergeblich Wagen und Ringen! Der General Basmanow, seinen an Boris begangenen Verrath mittels seiner dem Dmitry bis zuletzt bewahrten Treue sühnend, fällt an der Seite des Zaren, und nun wirft sich dieser aus einem Fenster, bricht bei dem Sturz ein Bein, wird drunten von einem Volkshaufen aufgefangen, erkannt, verhöhnt, misshandelt, von einem Edelmann angeschrieen: „Hund von einem Bastard, sag' uns, wer du bist und von wem du stammst!" und endlich von dem Kaufmann Walujew mit den Worten: „Seht, wie ich diesen ketzerischen Hund von

polniſchem Gaukler die Abſolution gebe!“ durch's Herz geſchoſſen.

Dann ſchleppte der Pöbel den Todten durch die Straßen, alle ſeine kanibaliſche Rohheit an dem Leichnam auslaſſend, wobei ſich die Weiber durch gräuliche Schamloſigkeit hervorthaten.

Die Zarin Marina wurde vor dem erſten Ausbruch des Volksgrimms nur dadurch bewahrt, daß ſie ſich unter dem ungeheuren Reifrock ihrer Oberhofmeiſterin, einer reſoluten alten Dame, verſteckte. Dann wurde ſie zwar mit allen ihren polniſchen Damen gefangen und wurden die Armen vonſeiten der ſiegreichen Rebellen mit unbeſchreiblichen Beſchimpfungen in Worten und Werken überhäuft, doch kamen ſie mit dem Leben davon. Marina's Vater, der Woiwode Mniſzek, und alle in Moſkau befindlichen Polen ſcharten ſich zuſammen und leiſteten tapferen Widerſtand. Viele von ihnen wurden erſchlagen, die übrigen ſchließlich gefangen. Etwas ſpäter jedoch entließ man die Gefangenen, darunter auch Marina, in ihre Heimat.

Eine Nachricht will, unmittelbar nach der Ermordung Dmitry's hätten die Empörer an die Zarin-Witwe Marfa die Frage gethan, ob der Ermordete ihr Sohn wäre. Worauf Marfa: „Das hättet ihr mich fragen ſollen, als er noch lebte. Jetzt iſt er es nicht mehr.“

Gerade hier alſo mag die Frage platzberechtigt ſein: Wer war denn der falſche Demetrius eigentlich? Man weiß es nicht. Denn bis zur Stunde iſt es der Geſchichtewiſſenſchaft noch nicht gelungen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um dieſe Frage mit Beſtimmtheit oder auch nur mit einiger Sicherheit beantworten zu können. Auch die fünfbändige, im Jahre 1837 durch Uſtrialow in Petersburg veröffentlichte „Sammlung von zeitgenöſſiſchen Berichten über den falſchen Dmitry“ hat hieran im Grund wenig geändert und gebeſſert [1]). In der amtlichen Welt Ruſſlands

1) In dieſer Denkſchriftenſammlung befinden ſich auch zwei von Deutſchen herrührende: „Die Chronik von Moſkau“ von Martin Bär

gilt die, wie wir ſahen, zuerſt durch Boris Godunow aufgeſtellte Behauptung, der falſche Dmitry wäre ein entlaufener ruſſiſcher Mönch geweſen und hätte eigentlich Griſchka Otrepiew geheißen, noch jetzt. Darum iſt es in der orthodoxen ruſſiſchen Kirche noch heute Brauch, alljährlich an einem beſtimmten Tage über dieſen Griſchka Otrepiew als über den falſchen Dmitry eine feierliche Verfluchung zu ſprechen. Das beweiſ't aber gar nichts, beweiſ't gerade ſo wenig wie der Umſtand, daß der ruſſiſche Dichter Puſchkin in ſeinem Trauerſpiel „Boris Godunow" die herkömmliche Legende an- und aufnahm. Ein ſtichhaltiger Beweis für die Dieſelbigkeit des Griſchka und des Dmitry iſt nie beigebracht worden. Im Gegentheil, gerade die älteſte und unverdächtigſte Quelle, die handſchriftlichen Denkwürdigkeiten des Konrad Buſſow, ſie meldet ausdrücklich und beſtimmt, daß der verlaufene Mönch Griſchka Otrepiew nur einer der Handlanger des falſchen Dmitry geweſen ſei, und benamſet dieſen Handlanger nicht gerade ſchmeichelhaft, aber doch auszeichnend als „des Teufels Inſtrument". Auch der Franzos Jacques Margeret, welcher im Jahre 1601 nach Ruſſland gekommen und zuerſt in den Dienſten von Boris, dann in denen Dmitry's geweſen iſt, 1606 nach Frankreich zurückkehrte und 1607 in Paris ſein Buch „Estat de l'empire de Russie" drucken ließ, berichtet als Augenzeuge, daß Griſchka Otrepiew ein Helfershelfer des Pſeudozaren geweſen und von dieſem, welchem der wüſte Trunken-

---

und die „Denkwürdigkeiten" von Georg Peyerle. Martin Bär hat zur Zeit des falſchen Demetrius als lutheriſcher Paſtor in Moſkau gelebt. Es ſtellte ſich aber heraus, daß die bär'ſche Chronik größtentheils nur die Abſchrift der Aufzeichnungen eines andern Deutſchen iſt, des Konrad Buſſow, welcher ebenfalls zur Zeit der Dmitry-Epiſode zu Moſkau und Kaluga ſich aufgehalten hat. Hanns Georg Peyerle war ein augsburger Kaufmann, welcher zur gleichen Zeit von geſchäftswegen in Ruſſland ſich befand. Für eine Quelle zweiten Ranges kann gelten das bald nach den bezüglichen Ereigniſſen, 1620, in Leipzig erſchienene Buch: „Hiſtorien und Berichte von dem Großfürſtenthum Muſchkow", publicirt durch Petrum Petrejum von Erleſunda.

bold und Aergernißgeber läſtig geworden, aus Moſkau nach Jaroſlaw verbannt worden ſei.

Der ruſſiſche Geſchichtſchreiber Karamſin hatte in ſeinem großen Werke der gäng und gäben Legende von der Identität des Griſchka und des Dmitry ſich bequemt. Dann aber ſind ihm Zweifel aufgeſtoßen und er ſchickte ſich an, die Sache einer neuen und genaueren Unterſuchung zu unterziehen. Der Zar Alexander der Erſte unterſagte das jedoch ausdrücklich dem Hiſtoriker. Alexander nämlich ſtand dazumal in der Blüthe ſeiner Vorliebe für Polen und wollte daher nicht, daß die Polen mittels Wiederaufrührung der alten Stänkerei unangenehm berührt würden.

Wenn es nun wahrſcheinlich für immer verborgen bleiben wird, wer der Betrüger und Schwindler eigentlich geweſen, ſo ſteht dagegen ſein Betrüger- und Schwindlerthum feſt. Aber war er ein Betrüger aus eigenem Antrieb? Oder ein künſtlich zubereiteter, ſorgfältig dreſſirter? Auch das iſt ein zur Stunde noch ungelöſ'tes Problem. So ich alles zuſammenhalte, was die echten Quellen und älteſten Zeugniſſe ergeben, bin ich geneigt zu glauben, der Abenteurer, welcher die Rolle des falſchen Demetrius ſpielte, müßte ein geborener Pole geweſen ſein. Die polniſche Sprache war ihm notoriſch geläufiger als die ruſſiſche; auch zog er polniſches Weſen, die polniſche Art, das Leben zu faſſen und zu führen, der ruſſiſchen entſchieden vor. Viele von den polniſchen Edelleuten, welche ſein Unternehmen unterſtützten, ſprachen es ganz offen aus, daß ſie ihn für einen Bankert des verſtorbenen Königs von Polen, Stephan Bathory, hielten. Ein von mir gemachter Verſuch, dieſe Spur weiter zu verfolgen, iſt jedoch reſultatlos geblieben.

Aber war die Rolle, welche der Schwindler ſpielte, eine ſpontane, eine von ihm ſelbſt ausgeheckte, oder war es eine ihm von anderer Hand überbundene, eine angelernte? Wenn ich recht erwäge, laſſen ſich die beiden Seiten der Frage etwa ſo mitſammen vermitteln, daß wir annehmen, der junge Mann ſei von ſich aus auf die abenteuerliche

Idee verfallen, als der ermordete Zarèwitſch Dmitry ſich aufzuſpielen, ſofort aber auch von den Jeſuiten, welche dazumal am Hofe Sigismunds allmächtig waren, als ein vortreffliches Werkzeug für ihre Pläne erkannt und als ſolches gehandhabt worden, d. h. als ein Werkzeug zur Inswerkſetzung des großen jeſuitiſchen Plans, das ruſſiſche Zarenthum und folglich Ruſſland vom griechiſch-anatoliſchen Glaubensbekenntniß zum römiſch-katholiſchen herüberzubringen. Freilich muß ich beifügen: ſchon das erſte Auftreten des falſchen Dmitry in Lithauen war von ſo verdächtigen Umſtänden begleitet geweſen, daß man in der vorhin geäußerten Anſicht doch wieder wankend und zu dem Glauben getrieben wird, der Betrüger habe von Anfang an nicht aus eigenem, ſondern aus fremdem Antriebe geredet und gehandelt. Eine vollſtändige Klarſtellung des geſchichtlichen Problems vom falſchen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts iſt wohl erſt dann eine Möglichkeit, wann einmal das Geheimarchiv der Geſellſchaft Jeſu der hiſtoriſchen Forſchung zugänglich ſein wird. Dort iſt die endgiltige Löſung der Frage zu ſuchen [1]).

Mit dem Trauerſpiel vom 17. Mai 1606 war übrigens nur die Laufbahn des erſten falſchen Dmitry zu Ende, nicht das Stück ſelber. Man weiß ja, daß, ſo in der un-

1) Dieſe Anſicht ſcheint freilich durch das Buch des Jeſuitenpaters Pierling „Rome et Demetrius“ (Paris 1878), das mir leider erſt nach der Niederſchreibung und Drucklegung meines Eſſay's zur Hand kam, hinfällig geworden zu ſein. Wenigſtens laſſen die Dokumente und Depeſchen, welche Pater Pierling aus den Archiven ſeines Ordens und den Aktenſchätzen der Vatikana mittheilt, das Problem, wer der falſche Dmitry eigentlich geweſen, ebenfalls ungelöſ't. Aber hat der Pater, deſſen Abſicht ganz augenſcheinlich und eingeſtandenermaßen war, die Geſellſchaft Jeſu von dem Vorwurf zu reinigen, den falſchen Dmitry erfunden, die Demetrius-Wirrſale gemacht zu haben, hat er alle ihm zugänglichen Akten benützt, benützen wollen? Das iſt eine Frage, welche weder bejaht noch verneint werden kann, ſolange nur Jeſuiten die Durchſuchung und Benützung der Jeſuitenarchive geſtattet wird. Die Thatſache, daß die Geſellſchaft Jeſu den falſchen Dmitry als ein Werkzeug zur Katholiciſirung Ruſſlands handhaben wollte, bleibt übrigens durch die Veröffentlichung Pierlings ganz unberührt.

endlichen Tragikomödie „Weltgeſchichte“ der Unſinn oder das Unheil einmal recht im Zuge ſind, ſie nicht bald wieder aufhören. Ein baldiges Aufhören ginge ja der bekannten „ſittlichen Weltordnung“ zu ſehr wider den Strich. Nachdem die ruſſiſchen Magnaten und Prälaten den Fürſten Waſſily Schuiſky zum Zaren gewählt hatten, trat ein zweiter falſcher Dmitry auf und zwar zu Putiwl an der lithauiſchen Gränze. Dieſer zweite Schwindler, welcher ſich für den am 17. Mai in Moſkau ermordeten und zerfetzten, angeblich aber wunderbarer Weiſe geretteten Dmitry ausgab, ſtand in jeder Beziehung weit unter ſeinem Vorbild und Vorgänger. Aber trotzdem fand „der Dieb von Tuſchino“, unter welchem Namen er in der Geſchichte Ruſſlands verrufen iſt, Glauben, Anhang und Unterſtützung. König Sigismund und die polniſchen Magnaten benützten ihn als Werkzeug der polniſchen Politik. Aber die ſtärkſte Leiſtung von Schamloſigkeit in dieſer ſchamloſen Poſſe von Kabale war doch, daß Marina Mniſzek in dem Dieb von Tuſchino ihren „wiedererſtandenen“ Gemahl erkannte und anerkannte, mit ihm lebte und einen Sohn von ihm hatte. Nun folgte ein grauenhaftes Wirrſal, ein Bürgerkrieg in Ruſſland, ein polniſcher Einbruch, in deſſen Verlauf König Sigismund nahe daran war, erſt ſeinen Sohn, dann ſich ſelber zum ruſſiſchen Zaren zu machen. Endlich wurde auch der zweite falſche Demetrius getödtet, ſein Sohn erwürgt und verſcholl Marina in einem ruſſiſchen Kloſterkerker. Ruſſland aber erhob ſich aus allen dieſen Trubeln und Trübſalen erſt 1613 wieder zu einer feſteren Staatsordnung und zwar mittels der Gründung der Dynaſtie Romanow, welche in der Perſon von Michail Fedrowitſch Romanow am 21. Februar des genannten Jahres auf den Zarenthron gelangte.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Der letzte Sonnensohn	1
Der weiße Teufel	51
Zwei Königinnen	83
Der falsche Dmitry	136

Digitized by Google

Digitized by Google